

Portrait

Die russische Biologin Daria Onichtchouk läuft perfekt Ski und äußert sich gegen rassistische Haltung unter manchen Landsleuten. ▶▶ Seite 3

Gastfreundschaft

Über Solidarität, Untertanenmentalität, Verpackungsamt, Müll und andere Sorgen. ▶▶ Seiten 4–10

Im Gespräch

Die Frauenbeauftragte Simone Thomas plädiert beim Thema Gewalt für Ursachenbekämpfung statt Symptombekämpfung. ▶▶ Seite 11

Bildung

Bildungschancen für Migrant*innen, das Projekt »Erste an der Uni« und ein Gespräch mit der Redakteurin der »Zeit« Özlem Topçu. ▶▶ Seite 15



▲ Wärme. Nahrung. Herzlichkeit. Ruhe. **Gastfreundschaft.**

Foto: kwasibanane

L'ospite è come il pesce, dopo tre giorni puzza
 Незванный гость хуже татарина
Ein guter Gast kommt ungeladen
 Misafir umduğunu değil bulduğunu yer
 Big bellies were never generous
 الدار الذي لا تعرف الضيف مقبرة لساكنيها

Der Gast ist wie ein Fisch, nach drei Tagen stinkt er (ita) • Ein ungeladener Gast ist schlimmer als ein Tatare (rus) • Der Gast kommt von Gott (geo)
 Der Gast bekommt nicht zum Essen, was er erhofft, sondern das was er findet (tur) • Das Haus, das keinen Gast empfängt, ist kein Haus, sondern ein Friedhof (syr) • Große Bäuche waren niemals großzügig (irl)

Wir waren immer für Gastfreundschaft bekannt. Das meinen zu Recht Migrant*innen aus vielen Ländern, zum Beispiel aus Kasachstan. Und jetzt sagen viele von ihnen plötzlich: »Es sind zu viele Flüchtlinge gekommen – hier gibt es keinen Platz mehr«. Ein Gstarbeiter klagt: »Die bekommen sogar ihr Handy von Sozialamt bezahlt, uns hat nie jemand geholfen!« Ein Bekannter widerspricht einem besorgten Russen: »Du bist ja auch als Kontingentflüchtling gekommen!« »Ja,

aber wir sind nicht wie die ...« Wir, die früher einwanderten, sind also *Abendländer*? Aber nicht für *Pegida* (Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes), die gerne uns alle aus dem »überfüllten Boot« hinauswerfen würden. Bei Migrant*innen gibt es kein *Wir* mehr (S. 4), wir sind untereinander genauso gespalten wie die ganze Gesellschaft. Es gibt zahlreiche Migrant*innen jeder Herkunft, die mit Geflüchteten *zusammen kartoffeln* oder *zusammen thea-*

tern (S. 12), die auf Demos gegen Rassismus, Hassreden und Rechtspropaganda antreten. Und es gibt leider auch Migrant*innen, die Hassreden schreiben und die AfD unterstützen, sogar Muslime und Juden. Allein Gastfreundschaft impliziert nicht, dass man den Gästen Rechte zugesteht; das beweist die Geschichte der GASTarbeiter. Bis jetzt sind für deren Enkelkinder noch immer keine gute Bildung und beste Jobs vorgesehen (S. 15).

Und wie lange bleibt man eigentlich ein Gast? Vielleicht sollte unser Thema auch *Solidarität* heißen. Im Unterschied zu einer asymmetrischen Hilfe und zu Mitleid macht sie vielmehr auch zu gemeinsamen Handlungen fähig. Jede Art von Spaltung ist immer im Interesse der Populisten. Bald ist Weihnachten, und sogar für Nichtgläubige sollte gelten, was der Apostel Petrus sagte: »Seid untereinander gastfreundlich ohne zu murren.«

Leser*innenbriefe

geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Im Falle einer Veröffentlichung behält sich die Redaktion Kürzungen vor. Nicht alle Zuschriften können veröffentlicht werden.

Anlässlich der Kritik von kwasibanane in InZeitung 25, dass beim Stattfest 2018 fast ausschließlich Einweggeschirr benutzt wurde, bat die unabhängige Umwelt- und Verbraucherberaterin und sachverständige Bürgerin im Umweltausschuss Barbara Wimmel die Stadtverwaltung um eine Erklärung. Wir veröffentlichen hier Ausszüge der städtischen Stellungnahme:

■ **Das Amt für öffentliche Ordnung ... und die ... FWIM ... haben den Sachverhalt zwischenzeitlich geprüft. ... Die Nutzung eines Geschirrmobils wird nicht vorgegeben, da es rechtlich nicht möglich ist, die Verwendung von Mehrweggeschirr verbindlich vorzuschreiben.**

Vor Jahren gab es einen entsprechenden Vorstoß vonseiten der Stadt Freiburg dazu, der durch das Verwaltungsgericht mangels Rechtsgrundlage anders beurteilt wurde. Seither besteht vom Amt für öffentliche Ordnung die Empfehlung, bei der Genehmigung von Veranstaltungen, Mehrweggeschirr zu verwenden.

Bürgermeister Breiter auf Weiterleitung der Anfrage an Bürgermeisterin Stuchlik

■ **Das Stattfest 2018 war ein Pilotprojekt mit einem gedeckelten Budget, das auf verschiedenen Ebenen ... erste wertvolle Erfahrungen für das zukünftige Veranstaltungsformat erlaubte. Das ist auch der Grund, warum für weitere Investitionen in Ausstattung und entsprechende Manpower keine Mittel zur Verfügung standen. Alternativ zum Mehrweg-Geschirr wurde bewusst biologisch abbaubares Einweg-Geschirr verwendet ... Die ASF hat uns informiert, dass Einweggeschirr aus Mais bzw. Bambus nicht ... abgebaut werden.**

... Dennoch ist es ressourcenschonend, da bei der Herstellung dieser Produkte keine Kunststoffe verwendet werden ... Das Kulturamt hat mitgeteilt, dass es Ziel ist, bei einem weiteren Stattfest so umweltschonend wie möglich zu agieren und Ihre Hinweise und Informationen in die Gesamtauswertung mit einzubeziehen.

Katrin Ruf im Auftrag von Bürgermeister Breiter

★ Sehr geehrte Frau Wimmel, vielen Dank für Ihr Engagement. Anscheinend

haben Sie bewirkt, dass das Kulturamt bei zukünftigen Stattfesten auf Mehrweggeschirr setzt, auch wenn die Formulierung »so umweltschonend wie möglich« noch einigen Spielraum offen lässt. Nicht akzeptabel finde ich jedoch die Ökologie dem »gedeckelten Budget« zum Opfer fallen zu lassen. kwasibanane

Richtigstellung

Die Geschichte Nanuli unserer Autorin Ketino Bachia (Ketevan Bakhia) wurde in die Anthologie neuer georgischer Literatur »Bittere Bonbons – Georgische Geschichten« aufgenommen (Hrsg. Rachel Gratzfeld, Verlag Edition fünf 2018). Ihr Name schreibt sich richtig: Ketevan Bakhia. Wir entschuldigen uns für die Druckfehler in InZ 25.



Foto: kwasibanane

Anzeige

Coffee to go In Freiburgs Mehrwegbecher



Freiburg Cup
Ich bin dabei!

www.freiburgcup.de

Die neuen Becher sind ab Januar 2019 erhältlich

Leitbild Migration und Integration

Interview mit Katja Niethammer,
Leiterin des Amts für Migration und Integration

Das Gespräch führte Fouad Makkieh

Was genau ist das »Leitbild Migration und Integration«?

Das Ziel des Leitbilds Integration ist Teilhabe der Migrant*innen an allen gesellschaftlichen Bereichen zu ermöglichen. Ein Leitbild – eine schriftliche Erklärung Freiburger über ihre Grundprinzipien in dem Bereich – wurde 2004 von der Verwaltung erarbeitet, es war aber nicht sehr bekannt und ist nicht mehr zeitgemäß. Kürzlich forderten die Fraktionen des Gemeinderats das Amt für Migration und Integration auf, es zu überarbeiten und so auszulegen, dass wir mit möglichst vielen Menschen in Diskussion kommen und am Ende sagen können: Die Stadtgesellschaft trägt das und steht dahinter. Ein neues Leitbild ist ein gemeinsam entwickelter Prozess, alle Bürger*innen und Gruppen können an ihm teilnehmen. Den Migrant*innenbeirat haben wir gleich mit ins Boot genommen.

Werden auch wir, geflüchtete Menschen, daran Teil haben können?

Natürlich! Auch kritische Stimmen sollen mit dabei sein.

Seit drei Jahren bin ich in Deutschland und jeden Tag stelle ich mir die Frage, ob ich integriert bin. Was ist eigentlich Integration?

Integration ist kein linearer Prozess. In manchen Lebensbereichen

kann er viel stärker voran schreiten als in anderen. Ich glaube, es gibt keinen Endpunkt, an dem eine Person komplett integriert ist. Aber Sie haben jetzt zwei Jobs, Sie arbeiten bei der InZeitung, partizipieren am kulturellen Leben, also interagieren mit immer mehr Teilen der Gesellschaft. Aber es kann nicht nur bei einem kulturellen Austausch bleiben, sondern die Menschen sollen ordentliche Bildungsbiografien haben, um in gute Arbeit zu kommen.

Also wenn ich hier eine Arbeit habe und Steuern zahle?

Nicht nur! Wenn Sie nur zur Arbeit gehen, nach Hause gehen und mit niemandem sprechen, sind Sie nur teilweise integriert. Es ist schon etwas, das das ganze Leben umfassen soll: viele Freunde haben, auch Deutsche, und sich in die verschiedenen Bereiche gesellschaftlichen Lebens einbringen. Das geht mit unterschiedlicher Geschwindigkeit. Das Ziel ist, dass sich die Leute am Ende wohl fühlen und die Umwelt sie auch so akzeptieren kann. Ich glaube, eine Art doppelte Identität bleibt immer, selbst wenn man hier seit 30 Jahren lebt; trotzdem vermisst man vielleicht etwas aus der Kindheit, etwas aus einem anderen kulturellen Umfeld, und

das ist in Ordnung so. Ich glaube eine 100%ige Identifikation mit dem Wohnort hat man selten.

Manche haben immer das Gefühl, dass Integration in Deutschland eine Einbahnstraße ist.

Sie ist sogar nicht nur eine Zweibahnstraße, sondern ein Kreisverkehr mit vielen Zufahrten.

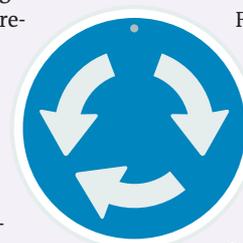
Leistet der Begriff »Leitbild Integration« einen Beitrag dazu, dass es keine Einbahnstraße ist?

Der Begriff an sich nicht, aber der Prozess. Wir kommen mit vielen Bevölkerungsgruppen ins Gespräch, Migrant*innen oder nicht und am Ende tragen alle dazu bei. Es gibt nicht die eine Aufnahmegesellschaft – das ist eine rhetorische Fiktion –

Freiburg gibt es verschiedene Szenen, soziale Umfeld.

Und diese sollten aufnahmebereit sein. Das erfordert Offenheit und Beweglichkeit von allen. Eine deutsche Gesellschaft mit festen Regeln, an die man sich anpassen muss, gibt es nicht. Es gibt aber ein Grundgesetz, das für alle gilt. Ein Leitbild bietet nur Leitplanken, es handelt sich nicht um eine festgeschriebene Zielvorgabe.

■ Mit einer Auftaktveranstaltung startete am 26. 11. im Historischen Kaufhaus der Beteiligungsprozess zur Erarbeitung des neuen Leitbildes »Migration und Integration der Stadtgesellschaft Freiburg«. Kontakt für Beteiligung: www.freiburg.de/leitbildintegration





◀ Dr. Daria Onichtchouk:

»Die Biologie wurde mir wohl in die Wiege gelegt.« Foto: Fabrizio Galuppi

und keine beruflichen Aufstiegsmöglichkeiten bot.« Ebenfalls in dieser Zeit kamen Dashas zwei Söhne zur Welt; dabei bot ihr die Familie den Rückhalt, den sie brauchte – in Russland ist die (Groß-) Familie eine wichtige Stütze für Eltern und besonders für Mütter, die arbeiten und eine Karriere aufbauen. Die Familie sorgte dafür, dass Dasha ihr Studium ausüben und beenden konnte. »Ich habe mich dann in Deutschland, unter anderem in Heidelberg für ein Doktorandenstipendium beworben, wurde angenommen und habe zwischen 1996 und 1999 dort meine Doktorarbeit geschrieben.« Die Söhne blieben in dieser Zeit in Russland bei ihrer Großmutter. »Wenn ich das in Deutschland erzählte, wurde immer sofort klar, dass in Bezug auf Kinder und Familie Welten zwischen Russland und Deutschland liegen!« sagt sie, »Hier wirst du als Frau schon sehr skeptisch betrachtet, wenn dir deine Karriere wichtig ist. Wenn du arbeiten gehen willst, so lange dein Kind oder deine Kinder noch klein sind, wirst du schnell als Rabenmutter angesehen!«

Ab 1999 arbeitete sie dann für ein Institut in Göttingen, das der Pharmaindustrie Ergebnisse seiner biologischen Forschungen verkaufte. 2001 wurde das Institut von einem Großkonzern aufgekauft, Dasha sowie andere Wissenschaftler gingen mit. »Als Wissenschaftlerin in der Forschung hätte es damals für mich keine Visumsverlängerung gegeben, deshalb war es wichtig für mich eine feste Anstellung zu haben.« Auch sollten die beiden Söhne ab da nun bei ihr leben. »Den irgendwann demnächst drohenden Militärdienst in Russland wollte ich ihnen definitiv ersparen und ihnen ein Leben in Deutschland ermöglichen.« Beide Söhne konnten hier ihre schulischen Laufbahnen fortsetzen und sind heute in ganz unterschiedlichen Berufen tätig. »Mein Älterer arbeitet für eine Computerfirma, mein Jüngerer als Koch in einem guten Restaurant. Sie haben die lange Reihe der Biologinnen durchbrochen,« stellt Dasha sachlich fest. Seit 2006 lebt und arbeitet sie nun in Freiburg an der Universität in der Forschung und als Dozentin.

Gibt es in ihrem Leben eigentlich überhaupt so etwas wie Freizeit, möchte ich wissen. »Mein Haupt-Hobby ist die Arbeit,« sagt Dasha, »Oft bleibe ich abends im Institut, wenn ich nicht ins Kino oder zum Klettern gehe.« Im Sommer geht sie wandern; zusammen mit Freunden hat sie mit dem Kajak viele französische Flüsse »erpadelt«. Am allerliebsten aber fährt sie Ski. Ihre Mutter brachte ihr Langlauf bei einer Datscha in Vnukovo bei, als

sie drei Jahre alt war. Als Studentin dann lernte sie Abfahrtski und gab das später alles an ihre Söhne weiter. Diese fanden aber bald das Fahren mit dem Snowboard cooler. »Da musste ich es eben auch lernen, erzählt Dasha, und ich hab es mit 40 Jahren gelernt, bereits in Deutschland.« Neulich schenkten ihr die Söhne zum Geburtstag ein eigenes Snowboard, damit sie nicht mehr die ihrer Söhne ausleihen muss. »Ich reise auch sehr viel und sehr gerne,« berichtet sie, diesen Sommer war sie mit ihrem deutschen Freund in Sibirien am Baikalsee. »In Europa liebe ich Portugal – vor allem wegen der Saudade.« Sie fühlt sich als Weltbürgerin. »Aber ich will in Freiburg leben und bleiben. In Norddeutschland hat mir immer der Schnee gefehlt. Und hier kommst du mit öffentlichem Verkehr sehr schnell in den Schwarzwald. Ich finde die Menschen hier freundlicher als woanders, und ... hier gibt es das Freiburger Barockorchester!«

Mich interessiert auch noch ein ganz anderes Thema, nämlich wie sie zu der Tatsache steht, dass sich unter vielen AfD-Wählern so genannte Russlanddeutsche befinden.

»Als ich 1996 nach Deutschland kam, war das auch die Zeit der Spätaussiedler, im Grunde ungefähr unsere Generation.« Viele von ihnen interessierten sich nicht für die hiesige Politik und zeigten wenig oder keine Ambitionen die Sprache, die Kultur oder die Menschen dieses Landes kennen zu lernen. »In manchen Stadtvierteln, manchmal in ganzen Ortschaften, blieben sie völlig unter sich. Sie sahen und sehen den ganzen Tag russisches Fernsehen – und liefern sich so ganz der dort herrschenden Propaganda aus, sie haben keine Argumente dagegen.« In der Generation unserer Kinder sei das weniger der Fall, meint Dasha. »Rechte gibt es darunter schon auch, aber die in den 80ern und 90ern Geborenen sind hier zur Schule gegangen und haben viele verschiedene Freunde und Gruppen gefunden – dadurch wurden sie ganz anders geprägt.« Im Grunde genommen seien Menschen sicher gefährdeter eine nationalistische oder rassistische Haltung einzunehmen, »die immer unter Ihresgleichen hocken und nie etwas anderes oder andere Leute verschiedener Herkunft kennen lernen. Das macht Angst und empfänglich für einfache Parolen und Propaganda.« Während wir in unsere Jacken schlüpfen, räsoniere ich noch ein wenig darüber, ob es hilfreich für eine tolerante und weltoffene Haltung sein könnte, sich jeden Tag zumindest einmal kurz daran zu erinnern, dass wir alle – Ameisen, Zebrafische, Menschen – einmal als beinahe identische Zellklümpchen angefangen haben. Die Gastrulation ist übrigens tatsächlich ein außerordentlich interessantes Thema.

Schon wieder ein Mädchen!

Für Dasha Onichtchouk ist die Arbeit ein Hobby

Von Susanne Einfeld

Es ist wie immer eine Herausforderung Menschen zu erkennen, mit denen man sich telefonisch verabedete, die man dann in einem öffentlichen Raum – in diesem Falle im Jos Fritz Café – für ein Portrait trifft und die man eigentlich gar nicht kennt. Ist es diese da? Oder vielleicht die andere? Da ich zu früh bin, platziere ich mich erst einmal mit dampfender Kaffeetasse in Lauerstellung auf der einen Seite des Raumes. Nach einer kleinen Weile kommt eine große schlanke Frau herein und geht direkt ohne sich umzusehen in die andere Richtung.

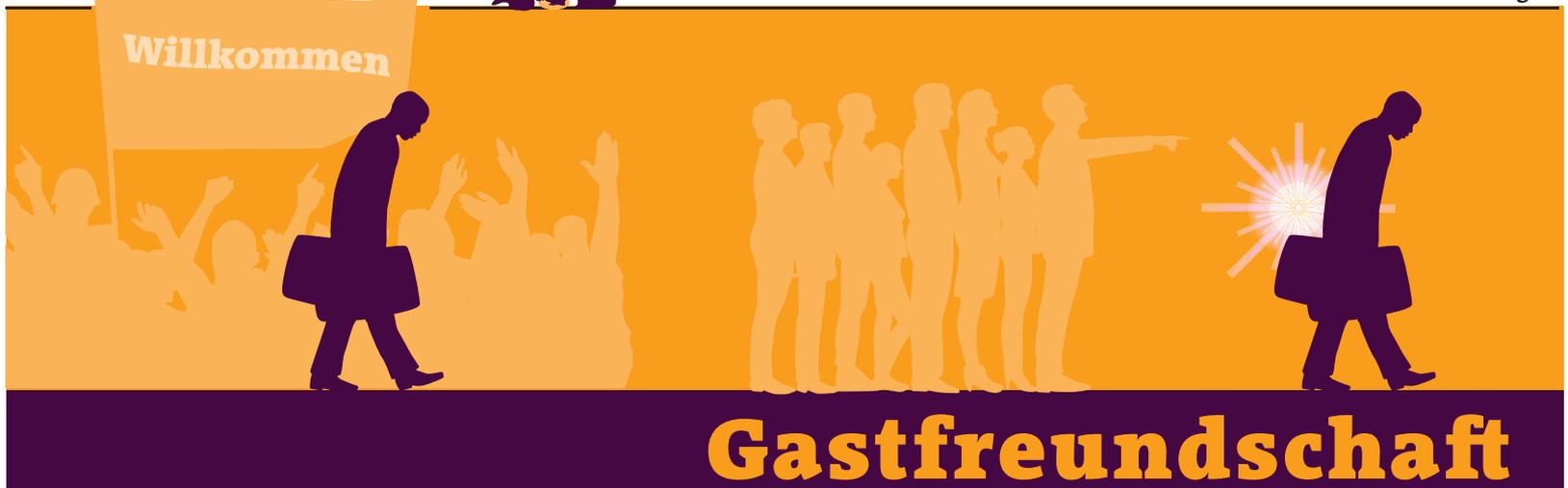
Seltsamerweise wird mir dann wie immer wieder plötzlich klar: Es kann nur diese dort sein. So finden wir uns rasch und das Gespräch kommt sehr schnell in Gang.

Dasha ist Wissenschaftlerin, genauer gesagt: Biologin. Ihr Schwerpunkt ist die Entwicklungsbiologie. Sie denkt einen Moment nach, um das laientauglich zu erklären. »Wir forschen an der Entwicklung von der ersten befruchteten Zelle bis zu einem sehr frühen Frühstadium – noch lange vor dem Embryo.«

Sie schreibt den Begriff Gastrulation in mein Notizheft und ich verspreche ihn zu googeln. Ihre Forschungen finden unter anderem an der Universität Freiburg statt und zwar an Zebrafischen:

»Deren Entwicklung von der ersten Zelle an kann Hinweise auf die Entwicklung sämtlicher Lebewesen geben.«

Wie genau kam Dasha dahin? »Mein Urgroßvater mütterlicherseits war Arzt in Moskau«, erzählt sie. »Er hatte fünf Töchter – ›Schon wieder ein Mädchen!‹ war in der Familie eine gängige Redensart.« Diese Töchter wurden alle Wissenschaftlerinnen, die Enkelkinder ebenso – also auch die Mutter von Dasha und deren Geschwister. »Meine Mutter und meine Großmutter waren Biologinnen, irgendwie wurde mir das wohl in die Wiege gelegt,« meint sie mit einem kleinen Lächeln. »Aber nachdem ich während der Perestroika meinen Abschluss gemacht habe, kam eine Zeit, in der die meisten Wissenschaftler meiner Generation nach Europa oder in die USA emigrieren mussten. Russland propagierte eine ›Nationale Wissenschaft‹, eine Wissenschaft im Namen nationaler Interessen – was ja ein klarer Widerspruch in sich ist, und was dann dort den wissenschaftlichen Nachwuchs ausbremste



Offenes Haus oder Abschottung?

Von Viktoria Balon

Viele wissen die Antwort auf diese Frage nicht mehr, überfordert von widersprüchlichen Informationen, die bei uns Migrant*innen auch noch in anderen Sprachen ankommen. Es ist schwer eine nüchterne Sicht zu bewahren, wenn öffentliche Diskussionen panisch verlaufen. Umso wertvoller sind kluge kühle Köpfe. Zwei aktuelle Werke zu dem Thema würden wir gern vorstellen.

Die Neue Rechte ist in vielen Dingen eine sehr alte, beweist Historiker und Publizist Dr. Volker Weiß in seinem Buch *Die Autoritäre Revolte* (2017). Auch das Abendland ist eine Konstruktion, die schon mehrmals in der Geschichte diversen Zwecken unterworfen wurde. Sie braucht immer das Szenario einer äußeren Bedrohung: Juden, Marxisten, Islam. Neue Rechte hassen Europa und lieben das Abendland. Europa mit seinen Minderheitsrechten scheint ihnen schwach, *Gayropa* – sagt man in diesem Milieu, das Wort wurde in russischen Propaganda-Medien erfunden. Die Putinisten bedienen sich einer ähnlichen Konstruktion: Eurasien. Weiß geht weite autoritären Vorstellungen nach und erkennt erstaunlicherweise: auch Islamisten und Abendländer sind in ihrem Kampf Waffenbrüder. Manche Akteure der »abendländischen« Szene artikulieren es sogar: Solange Muslime zuhause bleiben, haben sie keine Probleme mit dem Islam, viel mehr mit dem »Verlust kultureller und nationaler Identität«, ihr Hauptgegner ist die »individualistische, hedonistische, westliche Form von Liberalismus«. Sie sind nicht nur demonstrativ patriotisch, sondern beharren auf »den unlösbaren Bindungen des Einzelnen an seine Ethnie und die daraus resultierende Kulturform sowie auf die damit verknüpfte Gesetzmäßigkeit gesellschaftli-

cher Ungleichheit«. Der »wirkliche Feind« ist für sie der Fremde, Einwanderer, der mit seinen eigenen Identitätsmerkmalen als Bedrohung wahrgenommen wird. Doch gerade diejenigen Einwanderer, die sich der »Akkulturation« verweigern, seien ihrem Gegner am nächsten, meint Weiß, weil Kultur und Religion für beide Schicksal sind.

Nach Prof. Dr. Aladin El Mafaalani ist nicht nur das Haus geöffnet, sondern alle sitzen schon am Tisch und man muss zusammen entscheiden, was jetzt mit dem Kuchen geschieht. Die Gesellschaft ist viel offener geworden und die Integration gelingt, behauptet der deutsche Soziologe und Politikwissenschaftler in seinem Bestseller *Integrationsparadox*. Heutige Konflikte beweisen es gerade deshalb, weil je mehr unterschiedlichere Gruppen am Tisch Platz nehmen und dann noch mitbestimmen wollen, desto unruhiger wird es. »Die Spannungsfelder einer offenen Gesellschaft verlaufen keineswegs zwischen und den Minderheiten. Die Grenzlinien kreuzen alle Schubladen, die man sich vorstellen kann.« Der Autor spricht von Zusammenwachsen, das weh tut, und nicht von Spaltung; von mehr Teilhabe zunehmend auf Augenhöhe, die zwangsläufig zu Reibungen führt. Auch er sieht viel Gemeinsamkeiten zwischen Rechtspopulisten und z. B. Salafisten, die »great again« auch nutzen könnten – für den Islam. »Wir in Deutschland haben Glück, dass unsere Populisten sich nicht darauf einigen können, welche Ära die gute Zeit war«, so der Autor, »Für Deutschland gilt es so klar wie für kaum ein anderes Land: Die beste Zeit ist genau jetzt«

Ob es auch in Zukunft so sein wird, hängt von unseren politischen Aktivitäten und konstruktiven Auseinandersetzungen ab.

Die Frage (nach) der Gastfreundschaft

Von Timur Abramovich

»Ist die Frage nach dem Fremden nicht eine Frage des Fremden? Eine vom Fremden kommende Frage?« So eröffnete Jacques Derrida am 10. Januar 1996, vor 22 Jahren, sein Seminar, im dem das Thema Gastfreundschaft im engen Zusammenhang mit den Themen von Migration, Flüchtlingen und Ausgrenzung betrachtet und analysiert wurde.

Derridas Ansatz basiert auf einer langen europäischen Tradition. In Platons Dialogen ist es oft ein Fremder (Xenos), der unerwartete, oft unangenehme Fragen stellt, etwas zur Sprache bringt, das zwischen den Eigenen nicht besprochen wurde. Schon alleine die Präsenz des Fremden stellt den kulturellen Konsens und gesellschaftliche Strukturen auf die Probe, testet ihre Flexibilität und Anpassungsfähigkeit.

Hat die Europäische Gesellschaft in den letzten 20 Jahren die Fragen der Fremden beantwortet? Hat ein Dialog mit dem Fremden überhaupt stattgefunden? Nein, oder nicht ausreichend. In den Migrationsdebatten kommen die Geflüchteten erstaunlich wenig zu Wort. Man redet nicht mit ihnen, sondern über sie. Auch die Rechtspopulisten sind zu einem direkten polemischen Austausch mit Migranten wenig willig. Diskussionen wurden bisher eher für herkömmliche »Gutmenschen« reserviert. Man kann sich fragen ob die besorgten Bürger für Migranten nur die Sprache der Straßengewalt – wie in Chemnitz – parat haben?

Gastfreundschaft ist eine gesellschaftliche Beziehung mit dem Fremden, ein Dialog auf Augenhöhe. Sie ist, so Derrida, »das Recht,

das dem Fremden als solchem, dem fremd geliebten Fremden, zuerkannt wird, sowie den Seinen, seiner Familie, seinen Nachfahren.« Sie bedeutet also die bedingungslose Aufnahme der Fremden in den Kreis, wo mitgedeutet und demokratisch mitentschieden wird.

Bedingungslose Gastfreundschaft birgt Risiken – ein Verzicht auf all das, was die Fremden vertreibt. Sie ist im gleichen Maße riskant, wie es riskant ist die Gewaltbereitschaft der Gesellschaft unwiderruflich zu senken. Aber wie sonst können wir garantieren, dass unsere Gesellschaft nie wieder zur Ausgrenzungs- oder gar zu einer Vernichtungsmaschine wird? Der Fremde fragt uns: Wollt Ihr nicht in einer Gesellschaft leben, die Fremdenhass endgültig verlernt hat, so wie mit der Abschaffung der Wehrpflicht auch die Kriegsführung von einem großen Teil der Bevölkerung verlernt wurde? Wollt Ihr nicht in einer Gesellschaft leben, die Besseres zu tun hat, als sich gegen den Anderen zu mobilisieren? Die Frage des Fremden gilt auch für die Migrantengruppen, hier geht es um die konsequente Ablehnung der Unterstützung allerlei Hassprediger oder Organisationen, die Gewalt auf ihrer Agenda haben.

Die Fähigkeit zur einer solchen absoluten Gastfreundschaft wird niemandem in die Wiege gelegt, aber sie ist lernbar und lehrbar. Derridas Rede vor dem Internationalen Schriftstellerparlament in Straßburg im März 1995 trug den Titel »Cosmopolites de tous les pays, encore un effort!« (»Weltbürger aller Länder, noch eine Anstrengung!«). Heute genauso aktuell wie damals.



Afghanische Gastfreundschaft

Der Gast ist der Gesandte Gottes

Von Laila Sahrai

»Der Gast genießt in Afghanistan einen so hohen Status, dass Gastfreundschaft sowohl in der eigenen Wahrnehmung wie auch in der Wahrnehmung von auswärtigen Beobachtern als eines der wichtigsten kulturellen Merkmale angesehen wird«, schreibt Dr. Lutz Rzehak, ein Asien-Spezialist. Afghanistan ist gewiss nicht das einzige Land, wo Gastfreundschaft von großer Bedeutung ist.

Doch dort ist die Gastfreundschaft in besonderem Maße ritualisiert und habitualisiert, sie ist religiös verankert. Gäste und Reisende gelten als *Gesandte Gottes*. Dieser Glaube wurde von Dari-Dichtern, u. a. Rumi, veredelt, ist im Volksglauben verankert und wurde zum Ehrenkodex erhoben. Wer damit aufgewachsen ist, fühlt sich verpflichtet, die Regeln zu befolgen, weshalb sein Verhalten nicht nur

altruistisch zu begründen wäre. Reisende werden drei Tage bedingungslos aufgenommen und mit Nahrung und Unterkunft versorgt (länger in Absprache mit dem Gastgeber). Auf ihrem Weg bekommen sie zudem Proviant, den sie nicht ablehnen dürfen. Gast und Gastgeber befolgen habitualisierte Riten. Sollte ein Gast auf die Idee kommen, die Mühen seines Gastgebers mit Geld zu begleichen, so kann das vom Gastgeber als Beleidigung empfunden werden und wird strikt abgelehnt. Als ob Gastfreundschaft eine spirituelle Reinigung wäre.

Demgegenüber hat Deutschland den Ruf, nicht sehr gastfreundlich zu sein. Hier ist der Gast *König*. Doch wer oder was ist Gast bzw. *König*? Zum Gast zählt der eingeladene Freund, der Besuch, ein Ankömmling, der Kunde, der Reisende, der Gastarbeiter bis hin zum Asylsuchenden, Flüchtling und Migranten. Sie alle sind auf die eine oder andere Weise Gäste. Ebenso

verhält es sich mit dem *Gastgeber*. Er kann eine Privatperson sein oder gar die Regierung. Es gibt also keinen einheitlichen Maßstab, mit dem man das Entgegenkommen des Gastgebers gegenüber seinen Gästen bemessen könnte. Sieht man beispielsweise die aktuell humanistische Politik Angela Merkels bezüglich der Aufnahme von Flüchtlingen, ist Deutschland ein sehr gastfreundliches Land. Durch Warnung vor Pauschalisierungen versuchen manche Politiker zudem auf das Wesen der Demokratie und der Grundrechte hinzuweisen.

Da darf man ruhig mal ein Auge zudrücken, wenn mit *König* meist der Kunde gemeint ist, der die Geschäfte am Laufen hält. Auch kann man sich daran gewöhnen, wenn man bei einem spontanen Besuch bei Freunden keine Speisen und Getränke angeboten bekommt. Relevant ist der Blickpunkt. In jedem Fall kann der *Gast Freunde schaffen* – GAST FREUND SCHAFT.



► Gäste zu empfangen oder empfangen zu werden, bedeutet ihnen Zeit zu widmen. Ein Teil unserer Zeit, mit der wir uns dafür entscheiden, anderen zuzuhören.

Ich stelle mir es in vergangenen Zeiten so vor, als die Rhythmen des Lebens langsamer waren. An einem Tisch zusammen sitzen, Kaffee oder Tee trinken, das war wie eine kleine Zeremonie. Ich denke an die englische »Tea Time« oder sogar an die japanische Tee-Zeremonie.

Diese Art des langsamen Sprechens, einfach der Genuss einer Unterhaltung. Die uralte Kunst des Zuhörens ...

Sind wir dazu wirklich heutzutage noch in der Lage? Können wir das noch, auch wenn unsere Gesprächspartner unsere Sprache nicht so gut sprechen?

Foto & Text: Fabrizio Galuppi

Solidarität

Von Ergün Bulut

Wie oft habe ich in der Türkei rassistische oder anderweitige Vorurteile von Türken gegenüber Arabern, Kurden oder religiösen Gruppen wie Aleviten oder Juden gehört. Oder umgekehrt. Immer wieder muss ich meinen Mitmenschen klar machen, dass ich idiotisch und rassistisch finde, was sie so vor sich her reden, auf Stammesniveaue. Ihre Vorurteile funktionieren nach dem gleichen Muster: sehr einfach, nicht in der Realität überprüft, klischeebehaftet, manipuliert und am eigentlichen Problem vorbeigeredet.

Keiner ist frei von Vorurteilen, auch Migrant*innen, die selbst Opfer rassistischer Angriffe sind, aber jeder sollte in der Lage sein sich mit diesen eigenen Vorurteilen auseinander zu setzen.

Das eigentliche Problem ist, dass überall auf der Erde Rassisten, Rechtspopulisten, Faschisten und Rechtsradikale in der Bevölkerung fremdfeindliche Stimmung machen. Weil ihnen jeder negative Vorfall herzlich willkommen ist und weil sie eben von der Spaltung der Gesellschaft zehren.

Wenn 90 Prozent der Weltbevölkerung zusammen nur so viel besitzen wie ein Prozent der Superreichen, dann liegt das eigentliche Problem nicht zwischen Migranten und Deutschen oder Kurden und Türken oder Arabern und Türken, sondern zwischen *Unten* und *Oben*.

Wenn sich die von *Oben*, die Probleme wie Waffenhandel, weltweite wirtschaftliche Ungleichheit und Kriege verursachen, untereinander durch ihre Geschäfte solidarisieren können, ebenso wie die Diktaturen und Rechtspopulisten, dann ist es höchste Zeit, dass wir als überwiegende Mehrheit sagen: Nein, wir lassen uns durch diese nicht spalten!

Natürlich müssen wir die Probleme ernst nehmen; für ein friedliches gesellschaftliches Zusammenleben ist es wichtig, die für uns alle geltende Gesetzgebung im Land zu achten und in die Dialoge zu gehen.

Wichtig ist aber auch eine Balance zu finden, bei der alle Unterschiede der hier lebenden Menschen als Bereicherung zur Geltung kommen. Schwierigkeiten müssen jedoch thematisiert werden können.

Uns jedem Einzelnen bleibt die Verantwortung über unser Handeln und Gedankengut. Solidarisches Denken, Achtung der gesellschaftlichen Regeln, das Verurteilen von jeglichem Rassismus, Sexismus und nationalistischen, antisemitischen Gedanken.

Und die Lösung liegt in den Händen der *Unteren*, der Mehrheit: die Lösung ist Solidarität.



Der Steinklotz

Flucht und eine neue Heimat

Von Alexander Sancho-Rauschel

Mitten auf dem Fahnenbergplatz, rundum von viel Verkehr umfahren, liegt der wuchtige Betonberg da, hohes Gras und Unkrautbüsche umranken ihn. Er sieht etwas martialisch aus, und wirkt gleichzeitig verloren, wie aus der Zeit gefallen. Das alte Denkmal wird kaum noch wahrgenommen. Vielleicht wurde es auch deshalb vergessen, weil man heute nicht recht weiß, wie man mit dem unattraktiven Betonklotz und seiner Botschaft umgehen soll. Seine eigenartige Form erinnert an ein herausgebrochenes Stück eines riesigen Rades. Auf der Oberfläche stehen in großen, als Relief in den Stein gearbeiteten und seltsam altmodischen Lettern nur zwei Worte: *Unvergessene Heimat*.

Heimat ... ein schwieriger Begriff, Reizwort für die Einen, heimeliges Wohlfühlwort für die Anderen. Für meine Großmutter war das Wort eindeutig definiert: »Die Heimat«, das war Schlesien, dort ist sie geboren, dort hatte sie ihre Kindheit und Jugend verbracht, ihren Mann kennengelernt, geheiratet und ihre beiden Kinder auf die Welt gebracht. Und es ist der Ort, den sie dann bei der »Flucht« – ein weiterer in unserer Familiengeschichte klar definierter

Begriff – verlassen musste, als die russischen Truppen immer näher rückten, kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Denn ihre Heimat war vor dem Krieg ein Teil Deutschlands, und danach größtenteils Polen zugehörig. Ihre Berichte von der Flucht, als sie ihr Haus, alles Hab und Gut verlassen musste, und nie wieder zurückkehren konnte, mit zwei kleinen Kindern an der Hand, waren schrecklich. Als Kind habe ich sie wieder und wieder gehört, diese Erzählungen, die so beeindruckend wie bedrohlich waren – ein Aufbruch ins Ungewisse, vor blinder Angst in Richtung Westen. Eine ihrer Schwestern ging verloren, man hat nie wieder von ihr gehört, und sie soll, wurde vermutet, den feindlichen Truppen in die Hände gefallen sein. Die übrige Familie traf sich wieder, über Bayern führte die Flucht nach Hessen. Als Kind habe ich oft vor dem Familiengrab gestanden und darüber nachgedacht, was für ein Mensch diese unbekannte Großtante wohl war, die in jungen Jahren verschwand, und an deren Name eine Inschrift über einem leeren Grab erinnerte.

Auf eine diffuse Art war auch meine Heimat dieses ferne, seltsame Schlesien, auch wenn ich es nur aus den Erzählungen meiner Großmutter kannte, und den Erinnerungen meiner Mutter, die aber ihren Geburtsort bereits als Kind verlassen musste.

Später, als politisch interessierter Student, wurden mir die Interessensverbände der Heimatvertriebenen suspekt, neben die lieben alten Bekannten und Publikationen wie die Schlesierzeitung, die nicht immer, aber oft weit nach rechts tendierten, nationalistische Töne anschlugen, die deutsche Vergangenheit idealisierten und die Beziehungen der Bundesrepublik zu den östlichen Nachbarstaaten belasteten. Ich ärgerte mich doppelt: Ursache und Wirkung darf man nicht verwechseln, das Naziregime hatte den Zweiten Weltkrieg eröffnet und seine Nachbarn überfallen, und die Flucht war eine direkte Folge eines Krieges, den die NS-Verbrecher gewollt hatten. Das ist der zentrale, entscheidende Punkt. Aber zugleich ärgerte ich mich auch über das Schweigen über diese Themen. Die Flucht war ein Problem für die westdeutsche Linke, die die Kriegsschuld annahm und seit Willy Brandts wichtigem Kniefall in Warschau auf Versöhnung und Friedensverträge mit dem Osten hinarbeitete. Erika Steinbach, langjährige Präsidentin des Bundes der Vertriebenen, dagegen rutschte

immer weiter nach rechts, heute ist sie im Umfeld der AfD verortet.

Beeindruckend sind die Zahlen: Zwischen 1944 und 1948 mussten rund 12 Millionen Deutsche fliehen und verteilen sich auf die spätere BRD und DDR. Etwa eine Million kam nach Baden-Württemberg, und auf einen Schlag machten sie über 13 Prozent der Bevölkerung des Bundeslandes aus. Andere Zeit, andere Situation, aber dennoch ein interessanter Vergleich: Im Jahr 2015 kam knapp eine Million Geflüchtete nach Deutschland, die auf das ganze Land verteilt wurden. Die kulturellen Unterschiede mögen kleiner gewesen sein, aber damals war ein Katholik in einem protestantischen Gebiet oder umgekehrt durchaus auch ein Exot und meist nicht willkommen. Auch meine Großmutter hat mir berichtet, wie sie damals von manchen beschimpft und angespuckt wurden. Vermutlich fand damals die größte Migrationsbewegung statt, die es in Deutschland jemals gegeben hat, und sie ist fast in Vergessenheit geraten. Auch daran muss ich denken, wenn ich vor diesem seltsamen Denkmal stehe.

*Herrgott im Himmel, sieh unsere Not,
wir Bauern haben kein Fett und Brot.
Flüchtlinge fressen sich dick und fett
und stehlen uns unser letztes Bett.
Wir verhungern und leiden große Pein.
Herrgott schick das Gesindel heim.*

Gedicht aus Schwaben, 1947,
zitiert in Boris Schumatsky »Der neue Untertan«, 2016

Von Denise Nashiba

Vorurteile gegenüber Deutschen ist nicht gerade ein Thema mit dem man auf dem nächsten Tanztee hofieren geht. Dass es jedoch nötig ist alle Facetten des Rassismus anzusprechen, halte ich für wichtig, denn: **Rassismus kennt keine Farbe.**

Doch um was handelt es sich bei Rassismus überhaupt? Sind es die Kategorien, in denen wir denken? Die ungeschriebenen Regeln einer Gesellschaft?

Beruflich und privat habe ich viel mit Ausländer*innen zu tun, so ist es nicht verwunderlich, dass das ein oder andere Vorurteil auch meinen Weg kreuzt. »Die Deutschen rasieren sich nicht die Achseln.«, »Die blonden Haare kommen wirklich

von der Milch.«, »Deutsche können nicht tanzen.«, »Ihr seid so unromantisch.« – über diese Kommentare lässt sich noch einigermaßen hilflos hinweg lächeln. Bei Vorfällen wie auf offener Straße angepinkelt, in fremden Sprachen scheinbar grundlos angeschrien und am einsamen Bahnsteig als »deutsches Luder« bedrängt zu werden? Da sieht es anders aus. Gerade weil letztere Fälle etwas beängstigend waren, wirkten zuerst genannte Kommentare plötzlich nichtig und gaben mir einen Anstoß erneut über die Definition und unse-

ren Umgang mit Rassismus nachzudenken. Können reine Unwissenheit und Vorurteile über eine Kultur wirklich zu Rassismus führen? Und wenn man die eigene Unwissenheit in Worte fasst? *Worte sind fliegende Pfeile*, sie bieten jedoch auch die Grundlage für einen Dialog. Werden die Worte nicht abgefeuert, köcheln sie bei den Menschen im Inneren zu genervtem Schweigen oder zu schlimmeren Vorurteilen und Hass.

Die unrasierten Achseln der Kollegen können daher als Grundlage für eine interessante Diskussion werden.

Nena war in den 80er-Jahren dafür berühmt sich nicht die Achseln zu rasieren. Auch mit der Diskussion über so ein Vorurteil kann man gut einen Übergang zu positiven Themen wie zu Musik finden.

Wichtig ist, dass man auf Vorurteile eingeht und sie nutzt, um kulturellen Austausch zu betreiben, anstatt Mauern der Sprachlosigkeit aufzubauen. Gerade an diesem Punkt können wir Deutsche noch einiges lernen. Das Kind beim Namen zu nennen und auch offen darüber sprechen, was uns widerfährt. Das kann einen wichtigen Gegenpol zur erstarkenden Rechten bilden. Nur wer spricht, kann Unwissenheit aufklären.

Dialog statt genervtem Schweigen. Das wünsche ich mir im kommenden Jahr 2019.



**Worte
sind fliegende Pfeile**



Vom Frisieren, von Müll und großen Sorgen

Von Manana Baramidze

Gestern saß ich Modell in einer Ausbildungsschule für Friseure. Nadja (meine mobile Friseurin) hat mich dorthin bestellt. Sie will endlich ihre Prüfung machen und keine Köpfe mehr »schwarz« frisieren.

Nadja ist sogenannte Russlanddeutsche. Mit uns im Raum sitzen noch sechs andere Auszubildende. Man kann es hören, alle mit Migrationsvordergrund. Beim Pony-Schneiden angelangt erzählt mir Nadja auf Russisch von ihrer neuen Wohnung am Stadtrand: »Und jetzt haben die dort das Heim aufgemacht, deswegen nehme ich immer das Auto. Ich mag nicht so gerne da laufen.« Der Friseurlehrer erzählt etwas über den Säuremantel auf der Kopfhaut. Mein Pony sieht sehr markant aus. Nadja lacht ihre brasilianische Mitschülerin aus, die nach einem Monat Vorbereitung für die Prüfung Spezialbegriffe wie Säuremantel immer noch nicht aussprechen kann. Aus dem Hintergrund kommen jetzt interessantere Infos: »Für

uns Vietnamesen war die DDR super! Die CDU hat ihre Linie verloren, sie sind leider zu links abgerutscht« – Wahrscheinlich habe ich den Übergang verpasst. Mein Pony wird mit einer Korrektur perfektioniert, ich bin zufrieden mit meiner Frisur.

Jetzt denke ich nach über gestern und die Zeit davor.

Vor einigen Wochen sprach mich mein deutscher Nachbar an: Der Nachbar, der keine Lust hat die Familie Al-Saleh zu grüßen (Frau Al-Saleh hatte mich gefragt, ob »der von oben« ok sei, sie grüße immer und es käme keine Antwort zurück). Der Nachbar, der meinen Sohn einmal beinahe in der Eingangstür, ich behaupte, mit Absicht eingequetscht hat. Derjenige, der ständig den Innenhof verdreckt. Genau der erklärte mir, nachdem ich ihn darauf hinwies, dass er bitte die braunen Tonnen nicht für alles benutzen sollte, dass die Menschen in Deutschland andere Sorgen hätten als über die Sauberkeit im Hof nachzudenken. Ich fragte nach, was er wohl genau meinte. »Ich sage Ihnen, es wird hier schlimm werden, ganz schlimm, die Menschen haben Sorgen, große Sorgen, andere Sorgen. Die Politik, die macht alles dafür. Wo kommen Sie her? Bald wird es

hier nicht mehr auszuhalten sein«. Ich unterbrach: »Hören Sie mal, ich habe keine Lust mir Horrorscheenarien auszumalen. Ich liebe dieses Land und will dafür sorgen, dass es gepflegt wird. Wenn es für Sie hier nicht mehr auszuhalten ist, gehen Sie eben. Davor sorgen Sie aber bitte dafür, dass Sie nicht so viel Müll hinterlassen!« Er rannte in den Keller und seitdem werde auch ich nicht begrüßt.

Letztlich ist das meine Antwort darauf was »hier« passiert: Ich mag dieses Land, es hat unglaubliche Stärken und anziehende Seiten. Man muss für es sorgen und es pflegen und noch mehr sexy machen, aber es nicht vergewaltigen. Ich dachte immer, »hier« wird es geschehen, wo der Traum von Rosa Luxemburg wahr wird: Eine Gemeinschaft zu entwickeln, wo vieles geteilt wird und Nation und Herkunft keine Rolle spielen. Daran glaube ich immer noch. Und ich sage euch allen, ihr Menschen in den Pässen als deutsch, türkisch, russisch, bulgarisch, rumänisch oder georgisch eingeschrieben: Zermüllt keine Höfe, keine Spielplätze, grüßt die Al-Salehs und Al Mohlas! Dabei ist es vollkommen egal wo eure Längen- und Breitengrade liegen!

Zermüllt keine Höfe, keine Plätze,
grüßt die Al-Salehs und Al Mohlas! Foto: kwasibanane




Atatürk, Erdogan, Gülen oder Öcalan

Man stört sich nicht daran, dass einer das Sagen hat. Die Gesellschaft ist gespalten, aber einen Führer hat jede Gruppe. Foto: kwasibanane

Untertanenmentalität

Ein Interview mit Canan Topçu

Das Gespräch führte Jan Keetman

Nach der Wahl in der Türkei gab Journalistin Canan Topçu zu bedenken: Nur ein Drittel der stimmberechtigten Deutsch-Türken habe abgestimmt. Es macht kein plausibles Stimmungsbild, doch das Bild der Erdogan wählenden Türken wird von Rechtspopulisten benutzt um Ängste zu schüren. Die Stimmen der vielen anderen, die nichts mit Erdogan anfangen können werden in den deutschen Medien nicht gehört.

Selbst wenn von denen, die auf dem Konsulat in Karlsruhe ihre Stimme abgeben, 65% Erdogan wählen, heißt das, dass sie Integration verweigern?

Canan Topçu: Ich glaube nicht, dass alle Menschen nach einer bestimmten Vorgabe leben müssen. Parallelgesellschaften gibt es auch innerhalb der alteingesessenen Deutschen, also *Grufti-Szenen* und irgendwelche *Hartrocker-Szenen* haben ja auch mit der Wirklichkeit einer bildungsbürgerlichen deutschen Lehrerin nicht viel zu tun. Ist auch eine Parallelgesellschaft. Also eine Parallelgesellschaft ist nicht per se eine Bedrohung. Und ich finde das immer fatal, wenn so ein Szenario von Gefahr und Bedrohung entwickelt wird, anhand der Parallelgesellschaft in der sich die türkischstämmige Community befindet. Das finde ich Quatsch. Ein Problem wird es immer dann, wenn man sich nicht an die Regeln hält, die das gemeinsame

Zusammenleben ausmachen, und dafür gibt es das Grundgesetz. Also wichtig ist der Verfassungspatriotismus sozusagen, und eine Orientierung an den Spielregeln, an die wir uns alle halten. Wenn wir uns alle an diese Spielregeln halten, dann ist es egal, wie jemand isst, denkt, lebt. Das hat mich nicht zu interessieren. Aber zu den Spielregeln und dem Grundgesetz gehören die Menschenrechte, die Gleichheit der Geschlechter, die Achtung der Religionsfreiheit, dazu gehört aber auch, dass Menschen nicht aufgrund ihrer Bevorzugung von was auch immer diskriminiert werden. Also wenn wir uns alle daran halten, dann können sie meinetwegen auch Erdogan wählen, wenn sie das Stimmrecht haben. Ich finde es persönlich problematisch, hier

alle Rechte in Anspruch zu nehmen, aber dann für einen Politiker und eine Partei in dem Herkunftsland zu stimmen wo die Menschen sehr darunter leiden, dass die Rechte abgebaut werden.

Was sind die Gründe dafür?

Das hat auch damit zu tun, dass die Leute die Ausmaße gar nicht mitkriegen. Sie leben hier, sie kriegen mit, wenn sie im Urlaub sind, wie schön sich das Land entwickelt hat: die medizinische Versorgung, die Infrastruktur, dass all die Menschen in der Provinz, in den Randlagen der Gesellschaft davon auch profitieren konnten. Das sind ja auch teilweise die Angehörigen von den Menschen aus Deutschland. Insofern kann ich nachvollziehen, dass man die Entwicklung in der Türkei toll findet und das mit Erdogan in Verbindung bringt und ihn dann auch wählt, obwohl man hier in Deutschland lebt und auch mitkriegen könnte, dass die Meinungsfreiheit und die Menschenrechte arg beschnitten werden. Das kriegen sie aber nicht mit. Und ein weiterer Grund ist so eine Untertanenmentalität. Man stört sich gar nicht daran, dass einer so das Sagen hat, sei es jetzt Erdogan, sei es Atatürk, sei es jetzt Fethullah Gülen oder Öcalan. Die Gesellschaft ist gespalten, aber einen Führer hat jede Gruppe. Also diese Führermentalität ist etwas, was diese türkeistämmige Gesellschaft prägt. Das fällt mir immer auf. Und eine Gruppe hat halt Erdogan als *büyük lider* (großer Führer) und findet immer toll, was er alles macht.

■ Canan Topçu ist Journalistin und Autorin, Mitbegründerin der Neuen deutschen Medienmacher.

Wie die Lega die Italiener*innen spaltet

Von Barbara Peron

Italiener*, die im Ausland leben, galten immer als regierungskritisch. Das stimmte vor allem in den Jahren der Berlusconi-Regierungen, in denen man den Eindruck haben konnte, dass Auslandsitaliener tatsächlich eine kompakte regierungskritische Front bildeten. Dies ist aber nicht mehr der Fall. Die rechtspopulistische Regierung hat diese scheinbar kompakte Front tief gespalten, indem sie das Thema Migration instrumentalisiert und zur Polarisierung missbraucht hat.

So musste ich in den letzten Wochen konstatieren, dass nicht wenige meiner Freunde stark migrationskritisch, ja sogar rassistisch sind, obwohl sie selber Migranten sind. Was befürchtet wird, ist einerseits der eigene soziale Abstieg, andererseits die »Islamisierung« und die »Afrikanisierung« Italiens und des

europäischen Kontinents. Beides unrealistische Szenarien.

In Hinblick auf die kommenden Europawahlen im Mai 2019 hat Matteo Salvini, der Parteivorsitzende der rechtspopulistische Lega, die Offensive »Lega in der Welt« gestartet. Die Lega beabsichtigt durch die Gründung von Partei-Niederlassungen im Ausland die Stimmen der Expats noch effektiver aufzufangen und ihre Ängste populistisch zu bedienen. Ziel der Lega ist laut der italienischen Zeitung *Il Tempo* »die Machtgewichte in Europa zu verschieben«.

Unter dem Motto »Italiener zuerst« schaffte es die Lega zum ersten Mal in ihrer Geschichte bei den letzten Wahlen zwei ihrer Kandidaten im *Wahlkreis Ausland* durchzubringen, und zwar Simone Billi in Europa und Luis Roberto Lorenzato in Südamerika. Der erste, der nicht der deutschen Sprache mächtig ist, obwohl er seinen Lebensmittelpunkt im Kanton Aargau hat, ist

das beste Beispiel eines integrationsunwilligen Ausländers; gerade gegen diese Art von Ausländern schimpft aber eigentlich in Italien die Lega. Der Zweite hingegen ist ein in Brasilien geborenes »Migrantenkind« dritter Generation, der niemals in Italien gelebt hat, und trotzdem fest zu wissen glaubt, dass Italien keine Migranten braucht. Dass auch Expats der dritten Generation bei Wahlen überhaupt stimmberechtigt sind, hat mit dem im Jahre 2001 verabschiedeten Wahlgesetz für Italiener im Ausland zu tun, das auf dem Prinzip der »Gemeinschaft des Blutes« basiert. Im Sinne Mirko Tremaglias, des neofaschistischen Ministers, der das Gesetz konzipiert hat, bleibt die Zugehörigkeit zum italienischen Volk für immer bestehen. Gerade diese vermeintliche »Gemeinschaft des Blutes« wird von der Lega betont und gegen die in Italien lebenden Migranten ausgespielt.

Absicht der Lega ist die Nachkommen der italienischen Migranten zurück nach Italien zu holen, um dem vermeintlichen von der EU gewollten

Austausch des italienischen Volkes durch die afrikanischen Migranten gegenzusteuern. Das ist, was hinter dem Motto »Italiener zuerst« steht.

Die Betonung der vermeintlichen Blutgemeinschaft geschieht, während Mitglieder religiöser und ethnischer Minderheiten, 80 Jahre nach dem Erlass der Rassengesetze, in Italien täglich in den Sozialen Medien als Nicht-Italiener beleidigt werden, während Andersdenkende von der sogenannten »*vox populi*« angeprangert und aufgefordert werden, das Land zusammen mit den afrikanischen Migranten zu verlassen.

In diesem traurigen Szenario gibt es glücklicherweise immer noch zahlreiche Intellektuelle jeglicher Couleur, die überzeugte Demokraten und Europäer sind und gegen die antidemokratischen und rassistischen Methoden der Regierung unermüdlich ihre Stimme erheben – trotz der permanenten Diskreditierung.

* Aus Platzgründen verwende ich nur die männliche Form für alle Geschlechter



Wenn Neugierde über Skepsis siegt

Couchsurfing und Gastfreundschaft



Eis, soweit das Auge reicht

Couchsurfen am Finnischen Meerbusen
Foto: Vasilij Gasitsch

Von Maria Scheller

»Чай будешь?« Willst du einen Tee? Eine Tasse Schwarztee wird vor uns hingestellt. Dazu gibt es Warenie, mit viel Zucker eingekochtes Obst. Unsere Gastgeber im russischen Sosnowy Bor fragen nach unserem FSJ in St. Petersburg, nach unserem Leben in Deutschland. Am nächsten Tag lassen wir uns bei der Schülereitung, die unsere Gastgeberin an der örtlichen Schule leitet, von 14-Jährigen mit Fragen bombardieren. Anschließend bewundern wir den Finnischen Meerbusen im Februar: Eis, soweit das Auge reicht.

Erinnerungen an mein erstes Couchsurfing-Erlebnis: die Gastfreundschaft, die wir bei einer fremden Familie erleben durften, die Begeisterung und das Interesse seitens unserer Gastgeber.

Die Internetplattform Couchsurfing gibt es seit 2004, heute hat sie 12 Millionen Mitglieder in rund 200 000 Städten weltweit. Über die Seite kann man Fremden sein Zuhause öffnen oder selber eine Couch suchen – kostenlos. So kann man durch Couchsurfing wie Einheimische reisen und Menschen vor Ort kennenlernen.

Auf Ahmad Kattas Couch haben schon ganz verschiedene Menschen übernachtet. Er selbst kommt aus Aleppo in Syrien, wohnt in Freiburg und ist seit sechs Monaten bei Couchsurfing aktiv. Seine Motivation: *»Man bekommt Unterstützung und Informationen über die Stadt – das möchte ich geben und empfangen.«* Letztes Wochenende haben zwei Amerikanerinnen bei ihm gewohnt – eine spielte Querflöte und Ahmad konnte sein Englisch verbessern. Er ist begeistert von Couchsurfing, weil er so interessante Menschen verschiedenen Alters

und mit unterschiedlichen Berufen kennenlernt. Negative Erfahrungen hat Ahmad noch keine gemacht. Bei allen Gästen schaut er nach Referenzen von vorherigen Gastgebern und klärt gleich zu Anfang Grenzen und Regeln: Kann ich die Küche nutzen? Um wie viel Uhr willst du schlafen gehen? Können wir etwas zusammen unternehmen? Dass der Gast sich bei ihm wohl und sicher fühlen kann, liegt Ahmad besonders am Herzen.

Couchsurfing gibt es auf der ganzen Welt. Stephan Orth schreibt in seinem Reisebericht *Couchsurfing im Iran*, dass im Iran ausländische Gäste angemeldet werden müssen, was aber so gut wie kein Gastgeber tut. Daher sollte der Gast aufpassen, wem gegenüber er seinen Übernachtungs-ort erwähnt. Gleichzeitig habe er im Iran sehr große Gastfreundschaft erlebt und der große Unterschied zwischen öffentlichem und privatem Raum mache Couchsurfing dort besonders interessant.

Was bewegt Menschen wohl, ihre Tür anderen zu öffnen? Fremden Menschen, von denen sie nur ein Profil im Internet kennen? Mir ist es wichtig, zu einer offenen Gesellschaft

beizutragen. Deswegen fahre ich auch per Anhalter. Ja, es ist auch billiger, aber in erster Linie ist es spannender. Bei was für Menschen ich schon im Auto gesessen habe: ein Wildhüter in den Schweizer Alpen, ein Ukrainer, der Ersatzteile für Mercedes aus Polen nach Düsseldorf liefert, eine Iranerin, ein 85-Jähriger, der immer noch Auto fährt, ein Geschäftsmann, der trampeln sehr kritisch sieht, ein Elsässer, der sich ein unabhängiges Elsass wünscht. Ich stelle mich an die Straße, den Daumen in der Luft, und immer hält jemand an. Das ist ein bisschen wie Couchsurfing: Fremden die Tür zu öffnen und sich

auf die Begegnung einzulassen. Da siegt Neugierde über Skepsis. Ohne Gegenleistungen lässt mich jemand herein – und erlebt selber eine besondere, spannende Zeit, wie auch unser Gastgeber in Indien feststellte: *»Ich fühle mich, als wäre ich selber auf Reisen!«* Der Gastgeber erlebt eine Reise zuhause – und der Gast ein Zuhause in der Fremde.



Illustration: Carmen Luna



Was genau ist dieser Populismus, von dem man in den letzten Jahre so viel hört? Wie erkennt man ihn? Seine Merkmale sind den Sozialwissenschaften längst bekannt: Z. B. Antipolitik, Anti-Intellektualismus

Was tun, wenn Fakten nicht mehr zählen?



sowie Moralisierung, Polarisierung und Personalisierung der Politik. Also: Populisten brauchen Feinde, brauchen Spaltung, meint Dr. Barbara Peron.

Bei dem Workshop *Rechtspopulistische Einstellungen und Propaganda in Medien und Sozialen Medien*, der am 24. November von der *InZeitung* initiiert wurde, beschäftigten sich die Teilnehmer*innen auch mit den Fragen:

Wie erkennt man Fake News und Propaganda? Was kann man dagegen tun?

Gibt es das *reine Volk*? Wer darf nach Vorstellung der Rechtspopulisten dazu gehören? Leider gewinnen auch in den Herkunftsländern der anwesenden Migrant*innen Populisten politische Macht und ihre Einstellungen nehmen immer mehr Platz in sozialen Netzwerken ein. »Fakten stehen

dabei nicht im Mittelpunkt,« betont Jan Keetman, der zweite Workshopleiter. »Die Wahrheit einer Aussage tritt hinter den emotionalen Effekt der Aussage vor allem auf die eigene Interessengruppe zurück. Das ›Postfaktische Zeitalter‹ sollte eigentlich das ›Peinliche Zeitalter‹ genannt werden.« Kann und soll das Kursieren von Falschen Nachrichten per Gesetz verhindert werden? Die französische Nationalversammlung hat zwei Gesetze gegen die Verbreitung von Falschnachrichten im Wahlkampf beschlossen. Kritiker sehen jedoch die Meinungsfreiheit in Gefahr. Am wertvollsten finden die Anwesenden eine Liste von Empfehlungen für direkte Gespräche und schlagen auch eigene Lösungen vor: »Wenn man mit ›besorgten‹ Bekannten spricht, fragt man am besten: ›Was fehlt dir?‹ Dann könnte das Gespräch sachlich werden.«

► Mehr zum Thema in unserem Blog: blog.inzeitung.de



»Populisten brauchen Feinde«
erklärt Workshopleiterin Barbara Peron
Fotos: kwasibanane

Seitdem das passiert ist

Von Fouad Makkieh

Es fällt jedem von uns schwer, gleichzeitig Staatsanwalt und Verteidiger zu sein. Diesen Widerspruch erleben heutzutage viele Syrer in Freiburg. Staatsanwalt gegen das schlimme Verbrechen bzw. die Verbrecher und Verteidiger für die Syrer zu sein, die damit nichts zu tun haben. Seitdem das passiert ist, fühle ich mich schrecklich und irgendwie schuldig. Ich merkte auch – an dem Tag, als das in den Medien erschien – dass mich manche Bekannte nicht mehr grüßten. So erging es auch vielen Freunden von mir. Einige von ihnen überlegen sich tatsächlich, Freiburg zu verlassen.

Bei jeder Veranstaltung und im Alltag stehen jetzt Syrer vor der Aufgabe ihre Kultur zu verteidigen. Wegen eines Verbrechens, dessen Täter sowohl von der syrischen Verfassung bestraft würden als auch von der syrischen Gesellschaft abgelehnt.

Ein Freund von mir hat vorgeschlagen Blumen auf der Straße zu verteilen, wobei an jede Blume ein Ausdruck von Mitgefühl für das Mädchen angehängt wäre. Diese Aktion haben wir dann doch nicht umgesetzt, weil wir wieder nicht sicher waren, ob das wirklich passend wäre. Aber ich mache es jetzt für mich und auf meine Art, mit diesem Artikel.

Verpackte Menschen

Von Jan Keetman

Mit den Befindlichkeiten und den Zuschreibungen ist es doch so, dass alles durcheinandergeht wie Kraut und Rüben. Dem einen ist es wichtig, im Schwarzwald geboren zu sein, der anderen ist das so was von egal, bei anderen hing Atatürk mit Pelzmütze im Kinderzimmer oder Rafaels Maria; dem einen ist Religion wichtig, dem anderen schnuppe, für den einen war es das Studium, für den anderen der Jazz.

Nun mögen aber Staat und Gesellschaft alles gerne wie am Gemüsestand im Aldi, den Rosenkohl gewaschen und in Plastik getrennt vom Rübenbeutel und eingeschweißten Gurken, und die verpackungstechnisch optimale Würfeltomate kommt sicher auch noch. Das säuberliche Abpacken ist nicht nur heimische Manie, es ist auch die große Stunde von Verpackungsfunktionären jeglicher Herkunft.

Da es für die Zugezogenen nicht immer eine passende Verpackung gibt,

werden sie nach gefühlter Religionszugehörigkeit verpackt. Die Verpackung ist aber erst perfekt mit dem Verpackungsamt. Mit den christlichen Kirchen geht das ja wunderbar. Ihr Platz in der Gesellschaft hat sich über die Jahrhunderte eingenert und niemand wird hier zuallererst als Katholik oder als Protestant gesehen und wer weder Katholik noch Protestant ist, muss nicht in eine der beiden Gruppen zwangsverpackt werden. Völlig anders bei den Muslimen. Da fehlen solche religiösen Großverbände, wenn man von der Türkei absieht, wo eine staatliche Institution, das Diyanet, das Moscheepersonal nicht nur besoldet, sondern auch vorschreibt, was die Imame zu predigen haben und das nicht etwa allgemein, sondern im Wortlaut.

In Deutschland wird das Diyanet durch die Türkisch-Islamische Union, der Anstalt für Religion e.V., kurz DITIB vertreten. Da hatte man mit der DITIB nun vermeintlich eine Organisation wie eine Kirche. Zu den vielen Dingen, die man dabei übersah, gehört die Anbindung an den türkischen Staat.

Schon die Entsendung der Imame aus der Türkei für jeweils fünf Jahre zeigte, dass die DITIB bewusst nicht als religiöse Vertretung der Muslime in Deutschland, sondern als Werkzeug der Einflussnahme der türkischen Regierung und damit gerade als Werkzeug gegen eine Integration in die Gesellschaft in Deutschland gedacht ist. Das war neulich bei der Eröffnung der zentralen DITIB-Moschee in Köln deutlich zu sehen: Erdogan war eingeladen, aber kein einziger deutscher Politiker, auch die nicht, die sehr für das Projekt gekämpft hatten.

Natürlich haben Herkunft und Religion eine Bedeutung, aber wir sollten andere wie uns selbst nicht zu sehr darin verpacken. Diesen kurzen Artikel möchte ich mit einem Satz schließen, den die in St. Petersburg geborene und in Deutschland lebende Schriftstellerin Lena Gorelik vor kurzem im E-Werk gesagt hat und in dem sie auf die vielen verschiedenen Arten von Zugehörigkeit Bezug nimmt: »Indem unsere Mehrfachzugehörigkeit auf unsere Herkunft reduziert wird, reduzieren wir uns auf die Ortschaften unseres Lebens, statt auf die Entscheidungen unseres Lebens.«

Das Gespräch führte Viktoria Balon

InZ: Das Thema »Sexualisierte Gewalt« beherrscht die Öffentlichkeit. Wie finden Sie das?

Simone Thomas (ST): Ich sehe es zwiespältig. Gewalt gegen Frauen gibt es schon immer, aber es sind oft nur die Aufsehen erregenden Fälle, die für viel größere Aufmerksamkeit in der überregionalen Presse sorgen als ein Mordfall durch häusliche Gewalt. 2016, im Jahr des Mordes an Maria L. wurden zugleich sechs Frauen in häuslicher Gewalt in Freiburg ermordet; davon wissen viele nichts. Der aktuelle Fall wurde zu einem politischen Thema instrumentalisiert, weil Gewalt von Geflüchteten für Ressentiments gegen Geflüchtete benutzt wird. Aber Gewalttaten sind laut Statistik in den letzten Jahren konstant geblieben, und in den 80ern gab es sogar viel mehr. Allerdings ist 2018 die Anzahl sexueller Delikte leicht angestiegen, ebenso wie der Anteil der Täter ohne deutschen Pass.

InZ: Brauchen wir deswegen wieder Beschützer? Für mich ist der Un-Satz des Monats die Aufforderung des Freiburger Polizeipräsidenten Bernhard Rotzinger: »Macht euch nicht wehrlos mit Alkohol oder Drogen«. Das mag gut gemeint sein, aber in diesem Kontext schürt dieser Satz Ängste: Frauen können denken, sie hätten kein Recht auf Rausch und damit weniger Bewegungsfreiheit als Männer – alles auf Grund des Verhaltens von einigen Geflüchteten. Der Satz spielt den Rechten in die Hände, die beides auf ihrer Agenda haben: Migranten zu stigmatisieren und Frauen patriarchale Verhaltensregeln vorzugeben.

ST: Das hat zwei Seiten: Einerseits sind Frauen nie selber schuld an einem Übergriff, egal, wie betrunken oder bekleidet. Aber es gibt Präventionsmaßnahmen, die auf den Selbstschutz von Frauen abzielen. Wir sind alle so sozialisiert: Die Mutter oder der Vater sagt »Sei vorsichtig!«, und wir sollen tatsächlich gefährliche Situationen vermeiden. Diese Sozialisation haben Männer nicht. Frauen werden in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt und das von klein auf, dies transportiert ein sehr traditionelles Rollenbild. Und wenn ich Aufrufe von rechten Parteien höre, in denen es um den Schutz unserer deutschen Frauen geht, dann bekomme ich Gänsehaut. Wir brauchen keine Beschützer, sondern Männer, die sich gegenüber Frauen angemessen verhalten und Frauen in ihrer Würde und ihre Bewegungsfreiheit nicht einschränken, sowohl in Deutschland als auch in den Herkunftsländern der Geflüchteten. Dort ist eine Vergewaltigung eine genauso schwere Straftat.



Wir brauchen keine Beschützer

Ein Gespräch mit der Frauenbeauftragten Simone Thomas

InZ: Unter Syern und Afghanen auch in Freiburg werden Vergewaltigungen absolut verurteilt. Doch die Ungleichheit der Geschlechter im Herkunftsland kann eine Rolle spielen. Die österreichisch-afghanische Journalistin Tanya Kayhan spricht über »sexuelle Armut« in Afghanistan: »Viele junge Männer aus Dörfern haben durch die Taliban praktisch seit 20 Jahren keine freien und selbstbestimmten Frauen in der Öffentlichkeit gesehen. ... Liberale Frauen sind schlecht für viele dieser Männer, das gilt auch für liberale afghanische Frauen«. Syrien ist ein ganz anderes Land, aber in vielen Regionen eine patriarchale Gesellschaft. Und hier ist plötzlich alles anders. Was bedeutet das für uns?

ST: Es gibt definitiv Männer, aus welchen Ländern auch immer, die aus patriarchalen Gesellschaften kommen, in denen Frauen weniger wert sind und wo die Ehre einer Frau über ihren Körper definiert wird. Ich finde es wichtig darüber zu reden und diese Themen nicht der Rechten zu überlassen. Wir müssen einen Umgang mit diesen Männern finden. Es ist wichtig zu sehen, dass die Geflüchteten aus Ländern kommen, wo schon lange Krieg herrscht, wo sie heftige

Erfahrungen gemacht und Gewalt auf der Flucht erlebt haben. Das sind Faktoren, die auf keine Weise Gewalttäter entschuldigen, aber vielleicht erklären, wie jemand so brutal, so unmenschlich handeln kann. Es ist eine Verrohung die da stattgefunden hat.

InZ: Spielt nicht eine Doppelmoral eine Rolle? Das ist aus den USA bekannt – ich kenne es aus der Ex-Sowjetunion: In einer pruden Gesellschaft passieren insgeheim schräge Sachen.

ST: In solchen Gesellschaften, in denen eine krasse Geschlechterteilung vorherrscht, wo kein natürlicher Umgang mit dem anderen Geschlecht gelernt wird, entsteht Unsicherheit, die dazu führen kann, dass Frauen abgewertet werden und gezwungen sind sich an festgeschriebenen Mustern zu orientieren. Und die Frauen, die es nicht tun, sind Freiwild und selber schuld wenn ihnen etwas zustößt.

InZ: Was tun mit all den kulturellen Unterschieden? Auch mit scheinbar harmloser Annäherung, z. B. von jungen Afrikanern und Südamerikanern, die solche Kontaktaufnahmen gewöhnt sind. Deutsche Mädchen verstehen das oft als Vorstufe von Gewalt.

◀ **Simone Thomas,**

Frauenbeauftragte der Stadt Freiburg.

Foto: Stelle zur Gleichberechtigung der Frau

ST: In vielen Kulturen ist es für Frauen üblich, mehrere Male nein zu sagen, bevor sie ja sagen, und Männer so lange nachfragen, bis ein Ja kommt. Und Berühren, z. B. an der Schulter, was bei uns nicht ok ist, ist in anderen Kulturen üblicher. Die Männer müssen lernen, dass es hier anders ist. Die Frau sollte ganz deutlich sagen: Fassen sie mich nicht an! Männer haben ebenso ein Gespür wie Frauen und merken sofort, ob Kontakt erwünscht ist. Es erstaunt mich, wenn Männer jetzt sagen: Seit *Me too* wissen sie nicht mehr, wie sie sich Frauen nähern sollen. Dann sollen sie genauer hinspüren ...

InZ: Sie lernen es mit der Zeit sicher, und es gibt auch bereits genug interkulturelle Paare mit Geflüchteten. Doch wäre es nicht sinnvoll, gleich nach Ankunft in Deutschland einen Wertekurs anzubieten?

ST: Das wäre optimal, aber es ließ sich so nicht nach dieser großen Geflüchtetenbewegung umsetzen. Aber zum Teil wird es schon verfolgt: Es gibt Gewaltschutz-Konzepte in Freiburger Unterkünften und auch Kurse, aber nicht überall und sie sind nicht Pflicht, sondern ein zusätzliches Angebot. Solche Kurse bringen immer viel, und sie sollten zum Pflichtangebot werden. Aber man muss auch einfach grundsätzlich Menschen mehr Perspektiven bieten, sich hier zu integrieren. Wenn ich solche Vorschläge höre wie den von Anker-Zentren oder dass Gewalttätige in die Pampa abgeschoben werden sollen oder zurück in ihre Länder, frage ich mich: Wollen wir, dass sie dann da weiter vergewaltigen? Man muss dafür sorgen, dass diese Straftäter nicht frei herum laufen, dass sie ins Gefängnis kommen und verurteilt werden. Unser Rechtsstaat muss auch wirklich sanktionieren, was im Gesetz steht.

Man muss mit dem Thema Gleichberechtigung schon in Kindergärten anfangen. Je mehr Kinder sich früh mit den Rollenstereotypen auseinandersetzen, desto besser. Es gibt viele Angebote an den Schulen, aber die sind kein Standard im Bildungsplan. Ich finde es wichtig, dass es verpflichtend wird.

In Freiburg wird jetzt einiges gemacht: zum Beispiel Workshops für Türsteher und Thekenpersonal, der Arbeitskreis *Sicheres Nachtleben*, das *FrauenNachtTaxi*. Aber dies sind alles Sachen, die bei den Symptomen ansetzen und nicht präventiv: Um Männer davon abzuhalten sich gewalttätig zu verhalten, muss man an der Wurzel ansetzen.



Journalismuswerkstatt

Die Journalismuswerkstatt der **InZeitung** hat wie die bundesweiten »Neuen deutschen Medienmacher« das Ziel, mit der Ausbildung von Praktikant*innen mit unterschiedlichen kulturellen und sprachlichen Kompetenzen mehr Vielfalt in den Medien zu erreichen. Maria Scheller studiert Ethnologie und hat in Petersburg Migrationserfahrungen gesammelt; Fouad Makkieh ist Geflüchteter aus Syrien und hat dort die Uni mit Französischer Literaturgeschichte abgeschlossen.



Sicher in Finistan Das interkulturelle Theater mit seinem letzten Stück. Foto: Astrid Bischofberger

Von Maria Scheller

+++ Szene 1 +++

Jede Bewegung scheint Laura unendlich viel Kraft und Überwindung zu kosten. Ihre Schultern hochgezogen, den Rücken gebeugt, ihr Blick huscht ängstlich durch den Raum. Die Beklemmung ist greifbar, man könnte eine Stecknadel fallen hören. Alle Augen kleben an der Darstellerin.

+++ Szene 2 +++

Fouad geht freudig auf Daniel zu und streckt die Hand zur Begrüßung aus. Doch sein Gegenüber macht keine Anstalten, den Gruß zu erwidern – stirnrunzelnd weicht er zurück.

+++ Mittwoch Abend, 19:30 +++

Die Theaterprobe des Interkulturellen Theaters Freiburg ist in vollem Gange. Wir spielen Improvisationsspiele: Wie fühlt sich Fremd-Sein an? Wie ist es, nicht verstanden zu werden oder sich wertlos zu fühlen? Die Entwicklung des neuen Stücks steht noch ganz am Anfang; in Standbildern und Szenen nähert sich die Gruppe dem Thema an. Sie leben von den persönlichen Erfahrungen der Schauspieler*innen. Da kann die Entstehung des Werkes schon mal ein halbes Jahr dauern. »Es ist ein Abenteuer«, sagt Leiterin Monika Hermann. Daniel erklärt: »Viele Schnipsel, Stückchen und Geschichten werden zu einem Stück; einen Monat vor der Aufführung werden oft noch Dinge geändert.« Letztes Jahr kam die Idee, ein Stück zum Thema Diktatur zu spielen von einem afghanischen Teilnehmer. So entstand *Sicher in Finistan*. »Es war sehr interessant zu spüren, wie Diktatur funktioniert: wie sie Angst verbreitet und wie die Menschen ihr selbstständiges Denken aufgeben und

sich einordnen«, erzählt Annette, die schon seit zwei Jahren Teil der Theatergruppe ist. »Hier ist ein freier und geschützter

Raum, in dem Menschen mit Flucht- und Migrationserfahrung Erlebtes verarbeiten können«, so Monika. Gefühle wie Macht oder Ohnmacht im Theater selbst zu spüren und in neue

Rollen zu schlüpfen sei sehr wichtig: »Es verleiht Kraft, auch für den Alltag. Ich sehe so, was alles möglich wäre – und das es auch ganz anders sein kann.«

»Wir kneten die Wirklichkeit wie einen Teig und formen sie um – so entsteht etwas Neues daraus«, meint Annette. Dafür ist die gute Atmosphäre in der Gruppe zentral: »Wir sind alle gleich und machen Scherze miteinander!«, sagt Baboucarr. Er hat Theaterspielen für sich entdeckt, spielt heute in zwei Gruppen mit und hat dadurch viele neue Menschen kennen gelernt. Für Monika ist das Theater die »beste Methode gegen Rassismus«, und auch Christina schätzt besonders den persönlichen Kontakt zu Menschen verschiedener Herkunft und gemischten Alters. Mehrere Schauspieler*innen sprechen von »ihrer Theater-Familie«, in der sich alle gegenseitig unterstützen.

+++ Szene 3 +++

Baboucarr reicht Camilla eine rote Papierblume. Dabei gestikuliert er lebhaft und redet schnell in einer Fantasiesprache. Patrick phantasiert eine Übersetzung: »Diese Blume... kann man auch als Kopfschmuck tragen. Aber du musst aufpassen, sonst fällt sie runter!«. Die ganze Gruppe bricht in schallendes Gelächter aus, als Camilla tatsächlich die Blume vom Kopf rutscht.

Die Wirklichkeit wie einen Teig kneten

Im Interkulturellen Theater Freiburg



Hintergrundfoto: kwasibanane



»zusammen kartoffeln«
auf dem AgrikulturFestival 2018
Fotos: Marc Doradzillo

Landwirtschaftlich und städtisch

»zusammen kartoffeln« ist Freude für alle

Von Fouad Makkieh

Die kleinen Dinge des Lebens scheinen manchmal der Grund unserer Glücklichkeit zu sein. Zum Beispiel Kartoffeln anzubauen, zu schälen und zu frittieren. So fing eine Initiative von *zusammen leben e.V.* an. Jetzt verkauft *zusammen kartoffeln* leckere frische Bio Pommes.

Zu einer Veranstaltung im Literaturhaus, wo die Gruppe Pommes anbot, wurde ich eingeladen. Das Ziel meines Besuchs war einen Artikel über *zusammen kartoffeln* für die *InZeitung* zu verfassen. Journalisten haben die Aufgabe zu erzählen, was zu sehen, zu spüren und zu erleben ist, um eine lebendige Reportage zu schreiben. Aber ich machte auch mit, als sei ich seit langem schon bei diesem Projekt dabei. Während ich Kartoffeln schälte, haben mir die aus verschiedenen Ländern stam-

menden Teilnehmer erzählt, wie froh sie sind, hier mitzumachen.

»Wir sind wie eine Familie, wir arbeiten für alle, und jeder kann dazu kommen. Dank dieses Projekts kann ich unter Beweis stellen, dass ich ein Teil der Gesellschaft bin«, sagte Telly Diallo aus Guinea.

Froh war auch das Publikum im Literaturhaus – und das nicht nur wegen der Tüten, gefüllt mit knusprig-goldbraunen Pommes frites, sondern auch auf Grund der schönen Begegnungen und Gespräche.

Das Projekt richtet sich besonders an Menschen mit Migrations- und Fluchterfahrung, aber eben auch an alle anderen und bietet dazu noch eine richtige Chance zur Bildung an. Wie baut man Produkte an, wo in Freiburg und wie kann man sein eigenes Produkt entwickeln und vermarkten. Kartoffeln werden gemeinsam im *Urban Gardening Style* angepflanzt, gepflegt und geerntet. Durch die Vermitt-

lung des Teams ist jede*r Teilnehmer*in in der Lage, mit Profis im Bereich Gartenbau in Kontakt zu treten. In einer Stadt wie Freiburg, wo die Landwirtschaft fast nicht mehr existiert, versucht die Initiative laut Leiterin Johanna Dangel die Landwirtschaft wieder in den Stadtraum zu holen. Der Verkaufsstand von *zusammen kartoffeln* wird gerne zu Events eingeladen. Ihr Ziel ist vor allem Räume der Begegnung für die Teilnehmenden zu schaffen. Sie organisieren auch selbst kulturelle Events, die die Stadtteile neu beleben.

■ Das Projekt »zusammen kartoffeln« wird im Rahmen des Programms »JUGEND STÄRKEN im Quartier« durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ), das Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit (BMUB) und durch den Europäischen Sozialfonds gefördert. ► www.zlev.de



Fouad Makkieh & Maria Scheller
Praktikant*innen der Journalismuswerkstatt
Foto: kwasibanane



InTipps

Das Frauenbild der AfD. Die AfD ist für ihre rechtsgerichtete Politik und rassistische Hetze bekannt. Wir zeigen auf, wie sich diese auch in deren Frauenpolitik niederschlägt. Gemeinsam wollen wir diskutieren, wie wir dieser frauenfeindlichen Politik entgegen treten können. Die Veranstaltung findet statt im Rahmen der Kampagne »16 Tage gegen Gewalt an Frauen«.

■ **Veranstalter: Frauenverband Courage e.V. Ortsgruppe Freiburg**
 ■ **So 9. Dezember 16–18 Uhr**
Familienzentrum Klara e.V.,
Büngenreuterstraße 12, 2.OG

Das deutsche Krokodil.

■ **Lesung + Gespräch mit Ijoma Mangold.** Thema dieses Buches ist: »Das Anderssein«. Der Autor sagt, dass dieses Gefühl nicht so viel mit seiner Hautfarbe zu tun hat, sondern mit seiner Neigung zu Literatur und klassischer Musik. Rollen, Erwartungen, Positionen und Welten – geographische, biographische und literarische – werden in diesem Buch ausgebreitet, verwoben und seziiert. ■ **Di 11. Dezember 20:15, Passage 46, Bertoldstraße 46**
 ■ **Eintritt 12/8 Euro**

Liste der Toten der Festung Europa.

■ **Sondersendetag auf Radio Dreyeckland 102,3 Mhz, www.rdl.de, Mo 10. Dezember, 10–24 Uhr**

Am 10. Dezember, Welttag der Menschenrechte, wird die Liste der durch die restriktive Asylpolitik Europas getöteten Menschen (1993–2018) verlesen. Die Liste umfasst ca. 35.000 Menschen und wurde von United for Intercultural Action mit Quellenangaben erstellt. Es sind nicht nur auf der Flucht gestorbene Menschen, sondern auch solche, die sich aus Angst vor einer Abschiebung umgebracht haben.

■ **Straßenaktion in Freiburg auf dem Platz der alten Synagoge, Mo 10. Dezember, 10–21 Uhr**

In vielen Städten wird bei Aktionen an diesem Tag die Liste verlesen oder ausgehängt.

InEigenerSache

Freiburg in Bewegung. ■ **Fotorausstellung zum Freiburg-Kalender 2019 von kwasibanane.**

Gezeigt werden die 13 Farbfotografien des Kalenders »Freiburg in Bewegung 2019« und einige weitere zum Thema. Die Bilder sollen den Charakter und das Lebensgefühl der Dreisammetropole widerspiegeln ohne dabei typisch »touristisch« zu sein.

■ **Bis 31. Januar 2019, Freitags 14–19 Uhr + Samstags 11–14 Uhr**

■ **Weingut Andreas Dilger, Freiburg, Urachstraße 3**

■ Der Kalender ist erhältlich u. a. in den Buchhandlungen Rombach, Jos Fritz und Schwarz

Die hölzerne Uhr, die mein Geburtshaus in Kosovo schmückte, tickt noch nicht wieder. Foto: Mediha Yarimhoros



Was wir mitbringen



Zeitreise mit einer Wanduhr



Von Mediha Yarimhoros

Dieses Jahr packte ich meine alte Wanduhr ein und brachte sie nach Freiburg mit, weil ich damit eine Erinnerung berühren und erwecken will.

Ich werde eine Zeitreise mit dieser alten Wanduhr machen – ein Jahrzehnt zurück oder 20 Jahre oder nur in ein Jahr, das ich bereisen will.

Manchmal möchten wir die Erinnerungen nicht in unserem Gedächtnis, sondern in einem Objekt zum Leben erwecken. Jedes Mal, wenn wir das Objekt sehen oder berühren, begeben wir uns auf eine Zeitreise. Wir entscheiden sogar, in welche Zeit und in welche Richtung wir gehen und wann wir von dort zurückkehren.

Zeit ist das wertvollste Geschenk. Wir selbst entscheiden, wem wir unsere Zeit geben. Manchmal, wenn wir eine Reise zu einem neuen Haus, in ein neues Land oder in eine andere Zeit unternehmen, nehmen wir unser Bündel an Sa-

chen mit, die uns zu uns machen. Eigentlich tragen wir uns selbst in unseren Taschen. Jeder Gegenstand in unserem Haus ist eine Erinnerung – Kissen von dort, das Bild von einer bestimmten

Person. Es ist auch schwer, eine Tasse mit abgebrochenem Henkel wegzuworfen, weil wir in der Erinnerung so leckeren Tee draus tranken. Einen alten Pulli können wir auch nicht wegwerfen, weil eine Person, die wir mögen, diesen für uns gestrickt hat. Wir können uns nicht einfach von unseren Erinnerungen trennen – warum auch. Wir tragen mit jeder Falte in unserem Gesicht die Erinnerung. Jede Augenfalte konkur-



riert mit den anderen – sie sind wie Wellen, die jeden Moment widerspiegeln.

Die hölzerne Uhr, die mein Geburtshaus in Kosovo schmückte, tickt noch nicht wieder. Ich weiß nicht, wer sie gekauft oder ins Haus gebracht hat. Auf das Glas der Uhr ist ein Bild von einem Mann mit grüner Kleidung geklebt – so ein Bild, wie sie früher in der Verpackung von Kaugummis waren. Wahrscheinlich klebte ein Kind, das in dem Haus lebte, dieses Bild auf.

Diese Uhr bringt mich zu dem Haus, in dem ich geboren wurde, im Viertel Muhacir Mahalles, wo die türkischsprachigen Migranten lebten, die noch zu Zeiten des Osmanischen Reichs eingewandert sind. Das Haus gehört mittlerweile jemand anderem, wir wissen nicht, was aus ihm wurde.

Die alte Uhr wird mit mir, wieder als Migrantin, jetzt in Deutschland für immer bleiben und bringt mich ab und zu zurück in meine Kindheit.

Jedem/r gleiche Bildungsmöglichkeiten zu bieten, unabhängig von der Herkunft ist ein wichtiger Auftrag eines Staates. Aber ist das in Deutschland so? Während 74 von 100 Akademikerkindern ein Studium beginnen, entscheiden sich nur 21 von 100 aus Nicht-Akademikerhaushalten für die Universität. Von 100 Akademikerkindern promovieren zehn, aber nur eines von 100 ohne studierte Eltern.*

Das Gespräch führte Laura Biolchini

Sie haben zum Thema Migrant*innen und Bildungsmöglichkeiten schon 2007 in ihrer Reportage »Hauptschule und Migrant – und welche Chancen hast du dann?« berichtet und den Theodor-Wolff-Preis dafür erhalten. Hat sich inzwischen etwas geändert?

Özlem Topçu: Man kann schon sagen, dass mehr getan wird. Aber je schlechter die Chancen zu Hause sind, desto mehr Förderung brauchen die Kinder, und sie ist immer noch nicht gut. Integration funktioniert einfach durch Bildung, und auch politische Bildung und wenn die nicht gegeben ist, dann funktioniert nichts mehr, und das ist ein Problem.

Aus welchen Gründen fällt es Jugendlichen mit Migrationshintergrund schwerer, sich ins Schulsystem zu integrieren?

Ich glaube, das hat vielfältige Gründe; oft sind die Elternhäuser bildungsfern, die Eltern haben nicht studiert, man hat in der Familie keine Vorbildung. Dabei sind oft auch gerade bildungsferne Eltern sehr streng, was Schule angeht, sie drängen darauf, dass ihre Kinder diszipliniert in der Schule sind, weil sie selber das eben nicht hatten. Aber es gibt auch andere Fälle, in

Vor diesem Hintergrund hat sich die Organisation ArbeiterKind.de zum Ziel gesetzt, Schüler*innen, die als erste in ihrer Familie ein Universitätsstudium absolvieren möchten, Unterstützung anzubieten. Im Projekt »Erste an der Uni« werden in Videoclips Personen vorgestellt, die als Erste in ihrer Familie studiert haben, um Schüler*innen zu inspirieren und zu ermutigen. Darunter auch die Politik-Redakteurin der »Zeit« Özlem Topçu.

denen nicht wirklich darauf geachtet wird. Dazu wachsen diese Kinder mit unterschiedlichen Sprachen auf, die Sprache der Eltern ist eine ganz andere als das Deutsche und die Kinder verstehen dann eher nur was zu Hause gesagt wird – das macht es dann von vornherein schwieriger. Ein weiterer wichtiger Umstand kommt hinzu: Sowohl Arbeiterkinder als auch Migrantenkinder tun sich in der Schule schwer damit, sich mehr zuzutrauen, weil sie glauben, dass der ihnen von der Gesellschaft zugewiesene Platz der ist, den sie haben und mehr zu erreichen sei gar nicht in ihrem Lebenslauf vorgesehen.

Wie haben Sie als »Enkelin von Bauern und Tochter von Gastarbeitern« so einen Aufstieg geschafft?

Offen gestanden wusste ich überhaupt nicht, was ich studieren wollte. Meine Eltern haben sich das sehr gewünscht. Dafür sind sie nach Deutschland gekommen, damit ihre Kinder es irgendwie packen, die Möglichkeiten ausschöpfen, die sie nicht hatten. Ich wurde immer in diese Richtung gedrängt, ich habe auch nie selber daran gedacht eine Ausbildung zu machen. Da ich niemanden in meiner Familie hatte, der schon studierte, hatte ich keine klare Vorstellung,

wie man für sich herausfindet was das sein kann. Und ich habe die Uni so ein bisschen als Weiterführung der Schule gesehen. Ich wusste nicht, was ein Seminar ist, wofür das alles gut ist, wie das alles abläuft ... Dann die Professoren: Wie die geredet haben, das war so anders als mein Leben davor – ich habe nicht einmal die Hälfte verstanden. Aber wenn man sich überlegt, wo dieser Weg angefangen hat und wie er weiter verlaufen ist, sieht man, dass es eigentlich zu schaffen ist.

Welchen Rat würden Sie jenen mit ähnlicher Biografie geben?

Ich hätte mich mehr trauen sollen. Als typisches Arbeiterkind habe ich immer klein angefangen. Ich wäre z. B. niemals auf die Idee gekommen meinetwegen bei der *Süddeutschen Zeitung* für ein Praktikum anzufragen, ich habe bei einem lokalen Stadtmagazin angefangen. Glaub nicht, dass deine Abstammung deinen Weg entscheidet, selbst wenn andere so denken. Sehr wahrscheinlich bist du für etwas ganz anderes prädestiniert.

- www.ersteanderuni.de
- * Hochschul-Bildungs-Report des Stifterverbands, 2017

Erwachsen, verheiratet, sprachlos

Von Mediha Yarimhoros

Wegen der Liebe habe ich meine Heimat verlassen und war dann auf einmal eine 35-jährige Erwachsene in Deutschland, mit dem Wortschatz eines kleinen Kindes. Oh wie schön, es gab kostenlose Sprach- und Integrationskurse. So konnte ich in Deutschland integriert werden. Es dauerte acht Monate, bis sie mir sagten: »Ihr 600-stündiger freier Kurs ist vorbei, Sie können gehen«.

Für weitere Niveaus sollte ich die Kurse selbst bezahlen. Ich hatte keinen Job und kein Geld, um die neuen Kurse zu absolvieren. Die Arbeitsagentur würde einen weiteren Sprachkurs nicht bezahlen, da mein Mann »genug verdiente«. Eine Antwort, die ich nicht akzeptiere, da ich immer auf eigenen Beinen stand und weiter stehen will. Dafür brauchte ich aber Deutsch. Ich habe mich auch für Jobs beworben, für die man kein Deutsch braucht, aber ich erhielt keine einzige Zusage, da ich mit zwei Bachelorabschlüssen und einem Masterabschluss überqualifiziert bin.

Ich habe gelesen, dass das BAMF mit einem Programm des Europäischen Sozialfonds Menschen mit Migrationshintergrund berufsbezogene sprachliche und fachliche Weiterqualifizierung anbietet. Natürlich war ich sofort beim Arbeitsamt, aber sie konnten mir keine Informationen dazu geben, nur später bot meine Beraterin mir an, mir meine Fahrt- und Essenskosten zu bezahlen, wenn ich einen Kurs in einer anderen Stadt finden würde. In Freiburg gab es bereits Kurse für meine Bedürfnisse, die jedoch nicht vom Europäischen Sozialfonds abgedeckt werden. Ist die deutsche Sprache bei jedem Kurs oder bei jedem Förderprogramm anders?

Auf einmal kam meine Beraterin mit einem noch interessanteren Vorschlag auf mich zu: Ich könne ja eine Ausbildung zur Erzieherin machen; Deutschland braucht Erzieherinnen! Ähm, ja, aber ich habe bereits einen Beruf, den ich studiert habe – ich bin Journalistin und Social-Media-Expertin. Ist es solidarisch, die Migrant*innen nur für die Berufe auszubilden, die die Deutschen selbst ungern machen? 15 Monate später habe ich dann eine Sprachschule gefunden, die passende Kurse anbot und ich nahm am letzten möglichen Modul Deutsch B2 teil. Innerhalb eines Monats haben wir gelernt, wie man Bohrer bestellt oder verkauft oder wie man auf Bestellungen mit Brief oder E-Mail antwortet. Sie bereiteten uns auf den Markt vor. Die meisten Berufe in den Lerntexten der Sprachbücher waren jene, die Deutschland eben braucht. Ich habe die Prüfung bestanden, eine Ausbildung als Social-Media-Expertin habe ich auch gemacht, aber mein Deutschniveau reicht dafür immer noch nicht. Ich warte wieder auf die Zustimmung der Arbeitsagentur und auf einen Kurs für das notwendige C1-Niveau.

Als Individuum bin ich dann bereit, den Markt aufzurütteln. Macht Euch bereit, ich komme!



Erste an der Uni

Ein Interview mit Özlem Topçu

Gleiche Bildungsrechte für alle
fordern Studierende der Uni Freiburg.
Foto: kwasibanane



Berlin oder Arabische Welt,
Molokhia schmeckt überall
Foto: kwasibanane

Molokhia

So ißt Ägypten

Im Pressum

Herausgeber: InForum e.V. Freiburg

ViSdP: Viktoria Balon

Projektleitung: Barbara Peron

Redaktion: Viktoria Balon, Carmen Luna, Melisa Mustafovic, Alexander Sancho-Rauschel, Susanne Einfeld, Barbara Peron, Laura Biolchini, Denise Nashiba, Kirill Cherbitski, Murat Küçük

Praktikant*innen: Maria Scheller, Fouad Makkieh

Grafik und Layout: Reinhardt Jacoby (kwasibanane)

Lektorat und Korrekturen: Susanne Einfeld

Kontakt zur Redaktion: inzeitung@googlemail.com

Die **InZeitung** erscheint drei Mal jährlich als Beilage zum Amtsblatt und wird allen Freiburger Haushalten zugestellt. Sie ist auch bei der Bürgerberatung im Rathaus erhältlich.

Ausgabe vom 7. Dezember 2018

Auflage: 108 000

Druck: Freiburger Druck GmbH

Von Hend Ammann

Molokhia ist ein eine Art Spinat, zubereitet zu einem Gericht mit einem sehr speziellen Geschmack, das in Ägypten beheimatet, aber in der gesamten arabischen Welt verbreitet ist.

Wenn ein Araber Molokhia hört, glänzen seine Augen und das Wasser läuft ihm im Munde zusammen. Aber gleichzeitig befindet er sich in der Defensive. Denn jede Nation ist bereit ihre Molokhia zu verteidigen. Da gibt es keine Diskussion und keinen Kompromiss. Ein Libanese z. B. fragt einen Ägypter: »Wie kochst Du Molokhia?« Kaum hat er angefangen zu antworten, schon reagiert der Gegner: »Nein, nein, nein, niemals kann eine

In Ägypten wird Molokhia fein gehackt und als Suppe angeboten.
Foto: Fanfo – stock.adobe.com

Molokhia so schmecken!« Glauben Sie mir, es kann hier zu einem richtigen Streit kommen. Libanesen, Jordanier, Palästinenser, Syrer – alle haben fast das gleiche Rezept, d. h. die Blätter bleiben ganz und die Molokhia wird wie ein Gemüse serviert.

In Ägypten jedoch wird sie fein gehackt und als Suppe angeboten. Hinter

dieser Molokhia steht ganz viel Atmosphäre: Man kocht die Molokhia nicht für zwei oder drei Personen. Am Sonntag trifft sich in der arabischen Welt normalerweise die ganze Familie. Der große Topf mit der Molokhia kommt auf den Tisch, für 10–20 Personen. Ihr Duft verbreitet sich in der ganzen Wohnung aufgrund der *Taklaya*, dem Anbraten von Knoblauch mit Koriander. Abzugshauben sind nicht beliebt bei uns. Wir lieben es die Küche zu riechen. Molokhia bedeutet Heimat, Familie, Freunde, es ist eine Stimmung, die sehr persönlich ist. Deswegen kann keine Molokhia besser sein als die Molokhia von zu Hause. Für mich ist Molokhia ägyptisch, keine Diskussion! Ich koche sie als Suppe und mag sie nur so.

Wir danken

den SpenderInnen: Elenor Jacoby

Unterstützen Sie

mit Ihrer Spende MigrantInnen als Akteure in den Medien.

- Ab 18 € Jahresbeitrag sorgen Sie für verlässliche Planung und langfristige Absicherung der Zeitung. Die **InZeitung** kommt immer zu Ihnen nach Hause.
- Mit einer Spende ab 100 € tragen Sie aktiv zur Mitfinanzierung der nächsten Ausgabe bei.
- Auch jeder kleine Beitrag hilft die **InZeitung** zu erhalten.

Spendenkonto: InForum e.V.
Stadtkasse Freiburg
IBAN DE55 6805
0101 0013 3881 59
BIC FRSPDE66XXX



Rezept für fünf Personen

- 1 Bio- oder Mais-Hähnchen, oder 1 kg Kalbfleisch
- 2 Packungen tiefgekühlte gehackte Molokhia (es gibt sie auch als Blätter)
- 1 große Zwiebel
- 6 Kardamom-Nüsse
- 1 Zimtstange
- 1 Lorbeerblatt
- 1 Zitrone
- Salz
- Für die Taklaya: 2–4 Knoblauchzehen, 2 TL getrockneter Koriander, Olivenöl
- Alles (außer Taklaya) in einem Topf mit 1½ l Wasser zum Kochen bringen.
- Wenn das Hähnchen/Fleisch gar ist, nimmt man das Fleisch und die Gewürze aus dem Topf. Die tiefgekühlte Molokhia lässt man in der Brühe weich werden.

- Jetzt macht man die »Taklaya«: 3–4 Knoblauchzehen zerhacken, mit 2 Teelöffel trockenem Koriander im Öl anbraten, bis eine schöne Farbe entsteht. Die fertige Taklaya zu dem in Gewürzen gegarten Fleisch und der heißen Molokhia hinzugeben.

- Vegetarier*innen können statt Fleisch, Tomaten klein schneiden und in die Suppe reinwerfen
- Ich mache eine Ausnahme, ich serviere nebenbei in einer Schale, kleine gehackte rote Zwiebeln in Essig eingelegt, was nicht ägyptisch ist. Jeder kann sich nach Geschmack einen Löffel über seinen Teller Molokhia tun
- Sahtein!

- Erhältlich ist Molokhia z. B. in den Supermärkten »Ariana« oder »Istanbul«

Anzeige

ab 4. Januar
**BETEILIGUNGS
HAUSHALT**
Stadt Freiburg

Ich mach mit
weil ich gute Ideen für Freiburg habe

www.mitmachen.freiburg.de Freiburg